42/77 PREIS 0,80 M

FREIE Welt

Jugend und Tradition

Ein Augenzeuge des Roten Oktober erlebt Leningrad

Kernkraftwerke vom Fließband

FW-Exklusiv-Bericht aus Wolgodonsk

FREIE WELT ★ HEUTE

★ INHALT

		Seite
Weltgeschichte:	Ein. Sechzehnjähriger wird erwachsen. Als Essenausgeber im Smolny 1917. Ein Mann kehrt zurück in eine Stadt, in der auch sein Leben verändert wurde.	4
Nachrichtenmagazin		12
Aktuelles Gespräch:	Botschafter P. A. Abrassimow über die neue Verfassung der UdSSR	16
Tourismus-Ratgeber		18
Reportage:	Kernkraftwerke vom Fließband. Produktionshalle 40 Fußballfelder groß.	20
Memoiren:	Wie der Frauenarzt Dr. Kraatz die Befreiung erlebte.	26
Geschichte:	Das Geheimnis der Prozente	28
Gesellschaftswissenschaften:	Leninfälscher am Werk	30
Kalenderblätter		32
Theater:	Pantomime, Ballett und Zirkus im Palast	33
Erzählung:	Ein Platz blieb frei.	34
Humor und Satire:	Wie nützlich ist ein Lügendetektor?	36
Rätsel		38
Literatur:	Der Schriftsteller Ignati Dworezki über die Rolle der Arbeit in der Sowjetliteratur	40
Kinderserie:	Wie Nimmerklug glaubt, daß ein Stück von der Sonne abgebrochen ist.	41
FW-Leseraktion:	Sowjetische Prominente beantworten Fragen von DDR-Lesern.	42
Freundschaftsgesellschaft:	Nicht unter Fremden	45
Leserforum		46
Sport:	Olympia der Soldaten auf Kuba	48
Kunst:	Der gefesselte Löwe. Streit um ein blutrotes Pferd. Von der VIII. DDR-Kunstausstellung	51
Zum Titelbild:	Tradition in Leningrad. Neuvermählte ehren gefallene Helden. Foto: Claus-Peter Fischer	

REDAKTION: FREIE WELT, 1056 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 29, Postfächer 91—94, Fernschreibsammelnummer: 011 48 54, Telefon über 2440, Redaktionskollegium: Chefredakteur: Joachim Umann, Stellv. Chefredakteure: Inge Albrecht, Günter Bonow, Red.-Sekretär: Georg Walter, Wissenschaft: Heinz Bartel, Chefreporter: Hans Frosch, Politik und Wirtschaft: Wolfgang Scheel ✲ Gestaltung: Horst Wustrau, Bild: Volkmar Billeb, Kultur: Jürgen Geitner, Leserprobleme: Gisela Reller, Reportage: Barbara Karadshow, Nachrichtenmagazin: Ina Stritzke, Auslandsverbindungen: Hermann Hupperz, Moskauer Büro: Dr. Paul Wurche, Elisabeth Klutschewskaja. Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Verlag: Berliner Verlag, Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino. Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500405. Anzeigenannahme: DEWAG Berlin, 1026 Berlin, Rosenthaler Str. 28—31, PSF 29, Telefon: 2 26 27 75 sowie DEWAG-Betriebe und deren Zweigstellen in den Bezirken der DDR (Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 1. 1976).

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden Banner der Arbeit und 1974 mit der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß für dieses Heft:

17. 10. 1977

★ VON HAVANNA BIS HANOI

Es berichten hier: über die Vorbereitungen des 60. Roten Oktober in unseren sozia- für FREIE WELT die ADN-Korrespondenten Matthias Herold, Havanna; achim Sonnenberg, Bukarest; Blanka Baecke, Prag; Alfred Kubiziel, Sofia; Hans-Peter Nacken, War-

Lenin in Amerika

Havanna. Ein Schiff mit Hunderten Fotos, Zeitungen, Plakaten, Briefen und anderen hochinteressanten Dokumenten über das Leben und das Werk Wladimir Iljitsch Lenins trifft dieser Tage im Hafen von Havanna ein. Die repräsentative Schau — zusammengestellt vom Verband der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften — wird zum Oktoberjubiläum in der kubanischen Metropole zu sehen sein. Es ist die bisher umfangreichste Lenin-Ausstellung auf dem amerikanischen Kontinent. Einige Exponate stammen aus dem Fonds des Zentralen Leninmuseums in Moskau. Nach Havanna öffnet die Ausstellung noch in Paris, Neu-Delhi, Damaskus und Ulan-Bator ihre Pforten. ★

Kulturhaustreff

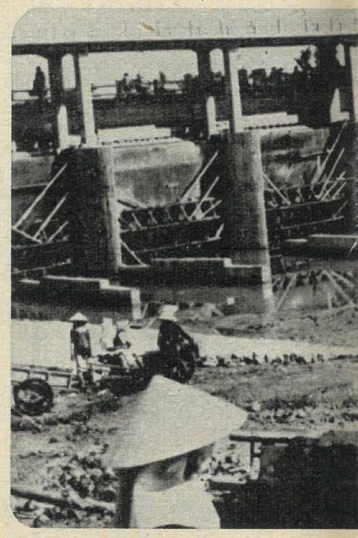
Bukarest. Die Veranstaltungen des Kulturhauses der rumänisch-sowjetischen Freundschaft in Bukarest stehen im Zeichen des Roten Oktober. Die Hauptstädter treffen sich hier u. a. zu zahlreichen Vortrags- und Diskussionsabenden, auf denen Akademiemitglieder und prominente Hochschullehrer auftreten, zur Entwicklung der Revolutionsstadt Leningrad z. B. oder über die Solidarität der rumänischen Arbeiter mit den Kämpfern des Roten Oktober. ★

Landesweit

Warschau. Ein gewichtiges Wort reden die Warschauer mit im landesweiten sozialistischen Wettbewerb „Stafette der Oktobertaten". Über 12 000 Arbeiter, Ingenieure und Techniker aus den Betrieben der Weichsel-Metropole haben dabei Verpflichtungen für zusätzliche Produktionsleistungen und „Mach mit!"-Einsätze in ihren Wohngebieten und auf Betriebsgeländen übernommen. Weit über tausend hauptstädtische Kollektive bewerben sich um den Ehrentitel einer „Sozialistischen Brigade 60. Jahrestag der Oktoberrevolution" — darunter auch 134 Arbeitsgruppen aus dem Forschungs- und Produktionszentrum für Halbleiter, zahlreiche Brigaden aus den mechanischen Werken „Nowotko" und der Swierczewski-Präzisionsgerätefabrik (Foto oben: Mehr „Polfa"-Arzneimittel für RGW-Länder). ★

Auf Reisen . . .

Budapest. „Jubiläumsfahrten" in die Sowjetunion bieten die hiesigen Reisebüros „Tourist" und „Express" für die diesjährige Nach- und Wintersaison. Sie führen in die Hauptstädte aller 15 Unionsrepubliken und zu den Lenin-Gedenkstätten. Speziell für die ungarischen Autofahrer wurden gleichzeitig 16 Routen mit der immerhin beachtlichen Gesamtlänge von 12 000 Kilometern in 135 Städte der UdSSR zusammengestellt. Diese Reisevarianten sind in einem neuen Vertrag fixiert, den „Intourist" kürzlich mit seinen ungarischen Partnern abgeschlossen hat. Demzufolge werden die Ferien- und Erholungsreisen zwischen beiden Ländern bis 1980 um die Hälfte ansteigen. Im letzten Jahr besuchten rund 150 000 Ungarn die Sowjetunion, und 121 000 Sowjetbürger bereisten die UVR. ★



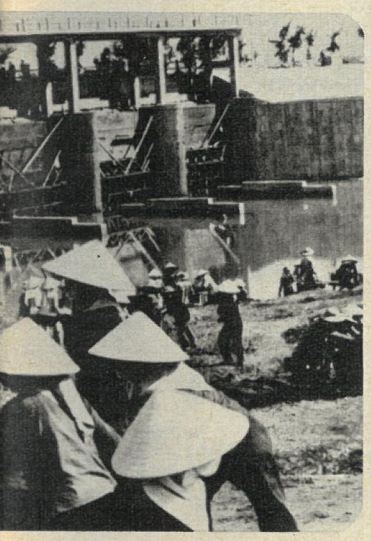
Aljoscha-Lieder

Sofia. Die bulgarische Hauptstadt setzt die Zeichen des Oktoberjubiläums (Foto links: Blick auf das neue Haus der Gewerkschaften mit 80 Meter Höhe und 20 Etagen). „Es ist auch unser Feiertag", ist das Motto. Zu dem noch vielfältiger gewordenen Veranstaltungsprogramm der letzten Wochen gehört ein Monat der sowjetischen Kultur und Wissenschaft. Seine Eröffnung am 6. Oktober fiel mit dem Auftakt zum Festival des politischen Liedes in Blagojewgrad zusammen. Ein Panorama des sowjetischen Films, ein Festival der sowjetischen Dramaturgie und ein Symposium „Der Oktober und die Entwicklung der bulgarischen Kultur" sind weitere Höhepunkte. Plewen erlebt zum Abschluß des Festmonats das Aljoscha-Festival, dem sowjetischen Lied gewidmet. ★

listischen Bruderländern exklusiv Horst Woitalla, Budapest; Joschau; Klaus-Dieter Pflaum, Hanoi

Konkurrenz für Nr. 1

Hanoi. Hätte man hier bereits vor einem Monat Auszeichnungen für die besten Initiativen zum Roten Oktober vergeben, stünden die 3000 Arbeiterinnen und Arbeiter der Maschinenfabrik Nummer Eins — die übrigens mit moderner sowjetischer Technik ausgerüstet ist — ohne Zweifel an vorderster Stelle. Heute allerdings läßt sich dies nicht mehr so eindeutig sagen, denn die Konkurrenz ist groß geworden. Überall in der Hauptstadt hat ihr Aufruf, das Jubiläum mit einem 60tägigen Massenwettbewerb um hohe Produktionsleistungen zu ehren, Schule gemacht. „Mehr Werkzeugmaschinen für unser Land, das ist unser Ziel", sagte uns Nguyen van Thien — einer aus dem Kollektiv von Nr. 1. — „Ich glaube, das ist auch der Sinn der solidarischen Hilfe der Sowjetunion für uns." ★



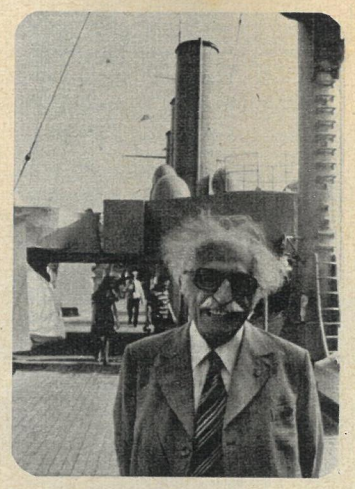
Premieren . . .

Prag. Viermal wird sich im Oktober in der Moldau-Stadt der Vorhang heben, um neue Stücke sowjetischer Gegenwartsautoren vorzustellen. Das traditionsreiche Tyl-Theater beispielsweise studierte ein Schauspiel des Schriftstellers, Dramatikers und Filmszenaristen Boris Wassiljew ein, das gegenwärtig im Moskauer Komsomol-Theater unter dem Titel „Nicht registriert" gespielt wird. Der Autor verarbeitete darin eigene Erlebnisse aus dem Großen Vaterländischen Krieg. Die Prager werden es unter dem Titel „Weiße Störche über Brest" erleben. Im „Divadlo na Vinohradech" hat die „Dienstreise" von Valentin Tschornich Premiere, im Abc-Theater das Lustspiel „Verrückter Sonntag im Bad" von Valentin Katajew und im E. F. Burian-Theater Wassil Belows Stück „Am durchsichtigen Wasser." ★

INTERPRESS-Impression

„Rugby" nennt der polnische Journalist M. Lutalowski seinen Schnappschuß. Er gehört zu den 17 000 Fotos, die Bildjournalisten aus 78 Ländern nach Moskau schickten. Für INTERPRESS-FOTO-77, die periodische Foto-Ausstellung der Internationalen Organisation der Journalisten (IOJ), die diesmal in der sowjetischen Metropole gezeigt wird. Präsident des Vorbereitungskomitees ist Viktor Afanasjew, Chefredakteur der Prawda. (Weitere Fotos dazu auf Seiten 14/15.)

Vielen Dank



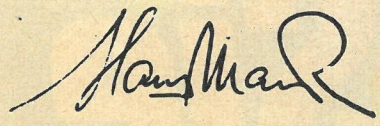
Ein Wiedersehen mit meiner Jugend

Wenn man nach vielen Jahren der ersten Jugendliebe begegnet, ist man etwas wehmütig gestimmt. In der Erinnerung lebt ein temperamentvolles, optimistisches junges Mädchen, und nun steht vor dir ein äußerlich veränderter, gealterter Mensch. Ganz anders dagegen, wenn man Jahre später eine Stadt und ihre historischen Stätten wiedersieht. Sie bleiben ewig jung. Und mittendrin fühlt man sich selbst plötzlich jünger.

So erging es mir, als ich der Idee und Einladung der Redaktion FREIE WELT und der Freunde der sowjetischen Presseagentur APN folgte und nach Leningrad fuhr. Im Oktober 1917 war ich dort Augenzeuge der revolutionären Ereignisse, die für mich den Weg ins bewußte Leben bedeuteten. Als ich vor dem Smolny stand, sah ich wohl, daß man den Vorplatz verändert hat — auf dem Dach aber wehte die rote Fahne. Wie damals — vor sechzig Jahren. Im großen Sitzungssaal, begleitet von einer Studentengruppe aus Görlitz — (und von unseren Reportern, die darüber in diesem Heft berichten, d. R.) —, fühlte ich mich noch einmal in die Atmosphäre des II. Allrussischen Sowjetkongresses versetzt; die Arbeiter und Matrosen erstanden vor meinen Augen, ich spürte ihren Machorkarauch in der Nase. Und in den Ohren klang der Ruf: „Die ganze Macht den Sowjets!"

Besonders eindrucksvoll die Begegnungen mit der Jugend. Ja, es rührte mich, als ich einer jungen Genossin, Zoe Rondowa, Mitarbeiterin der Ermitage, vorgestellt wurde und sie sagte, sie kenne mich. Ein Ausdruck dafür, daß die junge Generation in Leningrad, und sicher nicht nur dort, die revolutionären Taten der Frühergeborenen kennt und zu schätzen weiß. Vielen Dank, Leningrad — Dank auch den Organisatoren der Reise.

Dem Wort Bertolt Brechts, 1917 — „. . . seitdem hat die Welt ihre Hoffnung" — möchte ich hinzufügen: und ihren richtigen Weg, für den ich uns allen weiter gute Erfolge wünsche.



Hans Mark, Arbeiterveteran, Berlin

SMOLNY. Weißer Säulen-Saal, Aula, Ballsaal des gewesenen Adelstöchter-Pensionats. Unter gleißenden Lüstern: Arbeiter, Soldaten, Bauern. Oktobernacht 1917 – Stunden nach dem Sturm auf das Winterpalais. Lenin spricht. Er verkündet den Sieg der Revolution, proklamiert die Sowjetmacht. Ihre ersten Beschlüsse: „Dekret über den Frieden" sowie „Dekret über den Grund und Boden". Aus dem Smolny, Stab der Revolution, führte Lenin den bewaffneten Aufstand. – Zwei Männer, Augenzeugen der Ereignisse, erneuern vor dem Bild jenes historischen Augenblicks am Beginn der Weltenwende gemeinsame Erinnerungen . . .

„AURORA". Kreuzer der russischen Ostseeflotte. Seine revolutionäre Besatzung kommt den Petrograder Arbeitern und Soldaten zu Hilfe. In der Nacht, als die Aufständischen wichtige strategische Punkte besetzen, erreicht er den Kai vor der ersten Newa-Brücke. Seine Geschützrohre sind auf den Schlupfwinkel der „Provisorischen" gerichtet – das Winterpalais. Ein Lichtsignal von der Peter-Pauls-Festung ist das verabredete Zeichen. Um 21.40 Uhr gibt die „Aurora" den vereinbarten Schuß ab. Der Sturm bricht los. –
Hans Mark auf der „Aurora", dem Denkmal der Revolution.

Sie nannten ihn

Ein Bericht von Helmuth Pelzer
Fotos: Claus-Peter Fischer

Dieser Beitrag entstand mit freundlicher Unterstützung von APN

Der Wind weht von Osten. Das Wetter ist klar. Wir starten der Sonne entgegen. Die TU 134 pfeilt sich himmelwärts. In zwei Stunden wird Leningrad unter uns sein, und Minuten später wird der silberne Jet auf der Piste von Pulkowo ausrollen. Jedoch – der Mann neben uns, hochgewachsen, ein Mann mit vollem Weißhaar, markant im Profil, überbrückt in seinen Gedanken mehr als Stunden und Kilometer.

„Jan"

Sie nannten ihn „Jan“

Wir schauen zu ihm hin. Er liest die Morgenzeitung. Nicht die kleinste Spur von Erregung. Und doch fliegt Hans Mark mit uns in die Stadt, von der er einmal schrieb: „Es begann in Petrograd“ ...

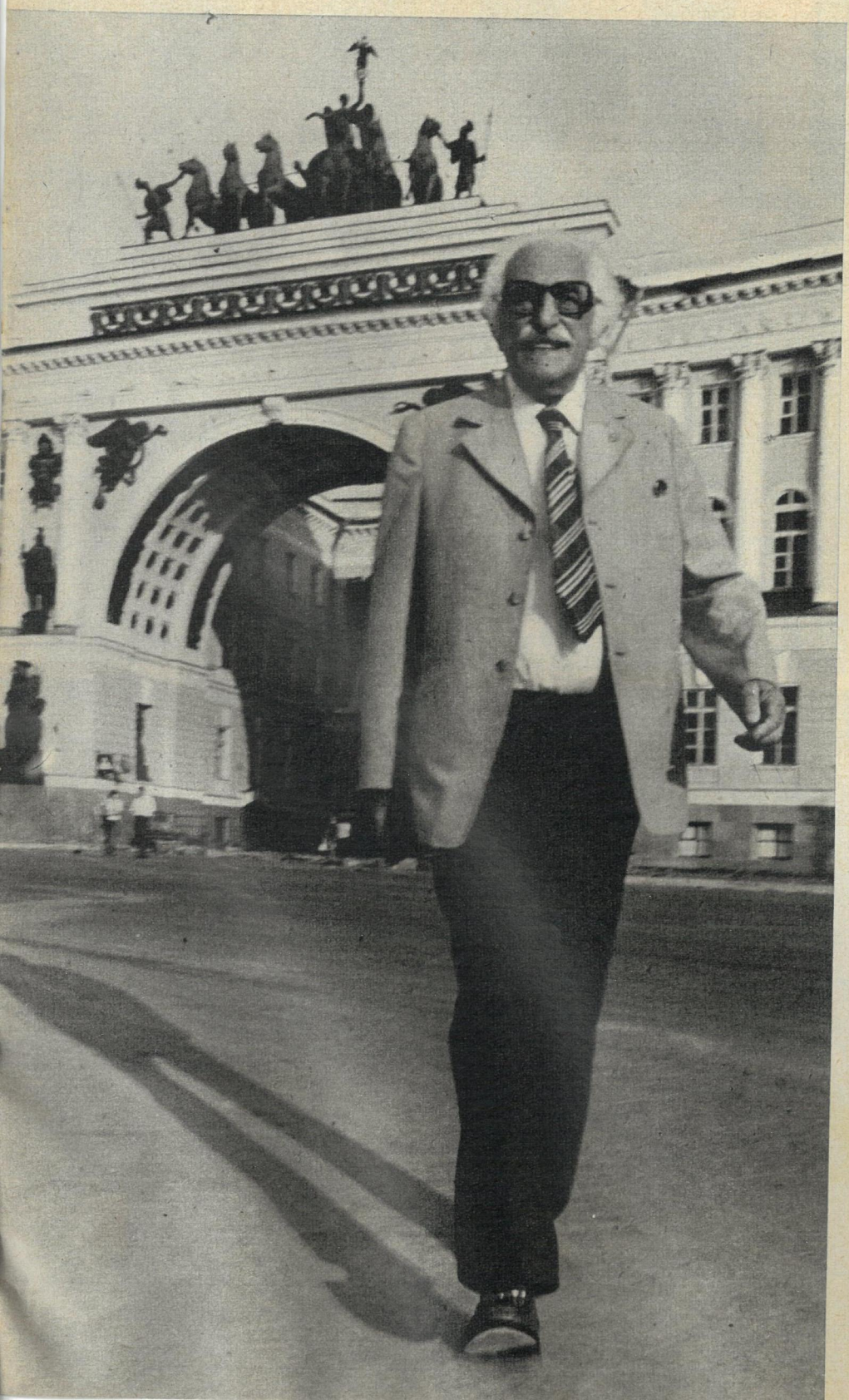
„Genug des Bluts / und der Grausamkeiten. — / Was haben / die Nationen verschuldet? / Nichts! / Gegen / die Bourgeoisie aller Breiten / hissen wir / das Banner des Bürgerkriegs!“ ...

Der Junge war sechzehn. Er war kein Soldat. Doch er kannte den Krieg, die Front. Kannte das Schreien von Verwundeten, das Sterben, den Tod. Die Walze des Krieges war über sein Heimatdorf hinweggestampft. Sie hatte ihn fortgerissen: Hans Mark, einer von drei Söhnen eines Bernsteinschleifers, Elektrikerlehrling, Helfer in einem Lazarett des Internationalen Roten Kreuzes ...

Die stillen, fruchtschweren Felder am Kurischen Haff waren über Nacht kampfumtobtes, blutiges Schlachtfeld geworden. Die Armee des russischen Zaren stieß westwärts vor, unterlag, flutete ostwärts zurück. Ein Junge, lang aufgeschossen schon, doch mehr ein Kind noch als Mann, durchlebte angstvolle Tage zwischen wechselnden Fronten. Sein Lehrmeister — in Memel, heute Klaipéda — hatte ihn in einem durchziehenden Rotkreuz-Lazarett zum „Samariterdienst“ gemeldet ... Niemals läßt ein Krieg Kindern Zeit, Kinder zu bleiben. Erst recht nicht, wenn da einer fürs „täglich Brot“ schwerste Arbeit bei Verwundeten leisten muß. Eitrige Verbände, blutige Geschwüre, krustige Stümpfe, Gestank, Wundbrand, Kot. So wird Hans Mark erwachsen — vor der Zeit ...

Sechzig Jahre liegen dazwischen. Hans Mark, der Sechsundsiebzigjährige, war als Sechzehnjähriger in Petrograd Augenzeuge gewesen jener zehn Tage, die die Welt erschütterten. Und in den sechzig Jahren, die die Welt veränderten, hat er stets auf der Seite der Weltveränderer gekämpft. Ein Kommunist. Es begann in Petrograd ...

SCHLOSSPLATZ. Schauplatz dreier Revolutionen. Auf seinem Pflaster starben Hunderte Menschen, die in der Bittprozession am „Blutsonntag“ 1905 zum Schloß gezogen waren. Hier verbluteten die Kämpfer der Februarrevolution 1917. In der entscheidenden Nacht des Großen Oktober erlebte Hans Mark das dramatische Geschehen. Im Smolny-Saal (rechts) eröffnen die Arbeiter-, Soldaten- und Bauerndeputierten den II. Allrussischen Sowjetkongreß, und über den Schloßplatz hinweg (unten) erstürmen die Aufständischen das Winterpalais.



„Das Haus / der Kschessinska, / dem Schwung schöner Schenkel / geschenkt einst, — / nun wimmeln hier / Arbeiterjacken. / Hier strömt das Fabrikvolk — / gibts bald ein Geplänkel? / Hier schmiedet / es Lenin / zu neuen Attacken ...“

Sie umarmten sich. Umarmten sich wie zwei Männer, die sich ein Leben lang kennen. Dabei begegneten sie sich in diesem Augenblick zum ersten Mal. Doch bevor sie sich trafen, wußten sie voneinander. Wußten das Wichtigste: Du und ich, Genosse, wir kämpften ein Leben treu für die Sache, die im Großen Oktober den Sieg errang.

Villa der Kschessinska — ein historischer Ort, an dem sie einander begegnen: Hans Mark, der deutsche Kommunist aus Berlin, und der Leningrader Parteiveteran, Politökonomie-Professor im Ruhestand, Konstantin Arschawski. Das Gebäude ist heute ein Seitenflügel des Leningrader Revolutionsmuseums. Sein bedeutendster sogar. Denn daß der Name der „geschmeidigen“ Ballerina, Favoritin des letzten Romanow, in die Revolutionsgeschichte kam, ist allein daraus zu erklären, daß der Führungsstab der Petrograder Bolschewiki die leerstehende Villa der „schönen Matilda“ für seine Arbeit requiriert hatte. Daher nahm Lenin, als er im April 1917 aus dem Schweizer Exil zurückkehrte, in der Kschessinska-Villa sein erstes Petrograder Quartier ...

Hans: „Wir im Lazarett erfuhren es am nächsten Morgen — ‚Lenin ist in Petrograd!‘ Einer sagte es dem anderen. Ich wußte damals noch nicht, was das bedeutete. Doch ich spürte: Das ist wie ein Funke, der gezündet hat — Lenin! ...“

Konstantin: „Die Nachricht ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Ich hörte sie am Nachmittag vorher, und ich glaube: Von den Bolschewiki der Wassilew-Insel hat am Abend vor dem Finnischen Bahnhof keiner gefehlt ... Ich sehe es noch vor Augen: wie die Genossen auf ihren Schultern Lenin zum Platz trugen, wie er auf das Panzerauto kletterte — und wie er im grellen Licht der aufgestellten Scheinwerfer zu uns sprach. Danach folgten wir ihm im großen Demonstrationszug zur Kschessinska-Villa. Mehrmals trat Wladimir Iljitsch auf den Balkon und sprach zur Menge.“

Zwei Veteranen sind ins Erinnern gekommen. Vorhin sprachen die beiden vom Zirkus „Modern“ (er lag einst in nächster Nähe der Kschessinska-Villa). Dorthin hatten die Bolschewiki ihre Anhänger wiederholt zu großen Massenmeetings gerufen, Hans Mark war mehrmals dabei ... Im Lazarett gab es unter den Verwundeten mehrere „Linke“, einige auch, die schon offen mit den Bolschewiki sympathisierten. Sie schickten den Jungen, der ihnen überhaupt manch „guten Dienst“ erwies, zu den Kundgebungen, damit er nachher erzähle. Indessen — seinen Vornamen „Hans“ vermochten sie nur schwer auszusprechen. „Darum nannten sie mich — Jan. Oftmals hieß es: ‚Jan, du mußt dort und dort hingehen!‘ — und so zog ich los. Meistens verstand ich von dem, was gesprochen wurde, nicht viel. Denn da tauchten Worte auf wie ‚Imperialismus‘, ‚Kontribution‘, ‚Annexion‘, die ich mir kaum merken konnte, geschweige begriff. Doch ich besinne mich noch genau, daß ich einmal Lunartscharski über die Pariser Kommune sprechen hörte, und ich weiß, daß mich seine Rede ungeheuer begeisterte ...“

Beide kamen im Spätherbst 1916 nach Petrograd. Hans Mark, ein junger Sanitätshelfer des mobilen Rot-Kreuz-Lazaretts, Konstantin Arschawski, der aus sibirischer Verbannung Entflohene, den die Partei

mit gefälschten Personalpapieren vorm Kriegsdienst für den verhaßten Zaren bewahrte.

Hans: „Unserem Lazarett wurde ein Haus auf der Fünften Linie gewiesen. Die Straße trägt noch den gleichen Namen, nur das Gebäude steht nicht mehr . . ."

Konstantin: „Fünfte Linie? ! . . . Dann wohntest du wie ich auf der Wassilew-Insel. Dort wurde ich kurz vor der Februarrevolution verhaftet — aber schon bald von Genossen befreit. Sie delegierten mich als Parteivertreter der Bolschewiki ins Rayonkomitee der Roten Garde."

Hans: „Übrigens, Konstantin, unter dem Balkon der Kschessinska-Villa habe ich einige Tage nach dir gestanden — am 18.*) April, und vorher hatte ich Lenin schon beim Maimeeting am Marsfeld gehört."

*) alle Daten — nach dem alten russischen Kalender.

RIGA. Denkmal und Museum der Lettischen Roten Schützen. Den revolutionären Soldaten der Lettischen Schützenregimenter — und ihrer Haltung im Februar sowie im Oktober 1917 — zollt Lenin höchstes Lob. Sie sind treue Wachposten im Smolny und Kreml. Sie schlagen sich bei Narwa und Pskow — und an vielen Fronten des Bürgerkrieges, tragen die Fahnen der Revolution in die Heimat, befreien Riga. Für Hans Mark, den Revolutionssoldaten — unten im Gespräch mit Rote-Schützen-Veteranen —, wird Riga zur zweiten „Lebensstation". Als Sanitäter nimmt ihn der Komsomol in seine Reihen auf — und im illegalen Kampf beginnen für den jungen Kommunisten neue Bewährungen . . .

Wir sitzen mit Hans Mark und Konstantin Arschawski in der Runde — und so wie uns ihre Worte bewegen, so beeindrucken uns ihr Temperament und ihre Fähigkeit, sich selbst an kleinste Details zu erinnern. Alles scheint unauslöschlich in ihrem Gedächtnis: der Smolny, . . . die dramatischen Stunden vor Eröffnung des II. Allrussischen Sowjetkongresses, . . . das Eintreffen der „Aurora" aus Kronstadt, . . . die Stunden vor der Erstürmung des Winterpalais . . .

Konstantin: „Als du, Hans, am 25. Oktober über die Nikolaus-Brücke zum Stadtzentrum gingst,

Fortsetzung Seite 8

STUČKA –HAUS (Riga). Veteranen-Begegnung. Marta Krustyńsons, Parteimitglied seit 1910, begleitet Hans Mark durch die Daugava-Stadt. Beide haben den Ausbruch der Oktoberrevolution in Petrograd erlebt – Marta, aus sibirischer Verbannung zurückgekehrt, wird vom Führer der lettischen Bolschewiki, Peteris Stučka, nach Moskau entsandt. Hans, Lazarettthelfer, kommt im Januar 1919 mit der Roten Armee nach Riga, als Stučka Lettland zur Sowjetrepublik proklamiert ...

hättest du mich treffen können. Wir Rotgardisten von der Wassilew-Insel hatten uns am „Steuerhaus" der Brücke verbarrikadiert, und keiner von den Kerenskileuten wagte es, uns nahe zu kommen. Die Brükken blieben zuverlässig geschlossen ..."

Die geschlossenen Dreharme der Newabrücken aber waren am schicksalsentscheidenden Oktobertag Gewähr, daß sich Kerenskis Hoffnung nicht erfüllte, die bewaffnete Kraft der Petrograder Aufständischen am vereinigten Handeln zu hindern ...

„Und hinter / der eisernen / Nikolausbrücke / blickt wie der Tod – / mit stählernem Turm / der Kreuzer „Aurora", / die Läufe zückend, / wetterleuchtend / und kündet Sturm / ... Iljitsch, / im Smolny, / vom Stab umgeben, / unkenntlich gemacht, / sinnt, / schreitet, / wartet ..."

Eine Sommerwoche in der Vier-millionenstadt. Von frühmorgens bis spätabends auf den Beinen. Gespräche, Begegnungen, Eindrücke. So viele an jedem Tag. Ein Mann ist zurückgekehrt in die Stadt, wo alles, was sein Leben bestimmte, den Anfang nahm ...

Marsfeld. Über rotgemasertem Granit der Gräber die Ewige Flamme, lodernd, mahnend. Der Menschenstrom an dieser Gedenkstätte für die Februargefallenen reißt nicht ab. Von der Straße am Sommergarten kommt ein Brautpaar. Es legt die Blumen des Hochzeitsstraußes vor den Gräbern nieder – Tanja und Pawel, Medizinstudenten im vierten Semester.

„Wo habt ihr geheiratet?" – „Im Hochzeitspalast am Admiralitätskai."

– „Ist das der an der Leutnant-Schmidt-Brücke?" – „Ja, richtig!" – Da wissen wir schon, die Leutnant-Schmidt-Brücke trug in den Tagen der Oktoberrevolution noch den anderen Namen: Nikolaus-Brücke. Schmunzelnd zu uns gewandt ergänzt Hans Mark: „Gestern sind wir an dem Hochzeitspalast vorbeigekommen – es ist wirklich ein Palast. Er hat einer Prinzessin des letzten Zarenhauses gehört ..."

Dann, an einem anderen Tag, fahren wir eine halbe Taxistunde nach Süden zum Kulturhaus der Kirow-Werker. Im Werkmuseum eine Gruppe Komsomolzen. Vom ersten Moment an nicht die geringste Spur von Zaghaftigkeit, Steifheit. Hans Mark spricht russisch. Aber nicht allein das kann es sein; dieses rasche Vertrautwerden mit anderen, das vermag nur einer, der immer den Menchen gesucht hat, der die Menschen kennt. Komsomolzen aus dem Kirow-Werk, Konstrukteure, Walzer, Werkzeugmacher, Dreher, Aggregatwarte – Enkel der berühmten „Putilowzi".

Am Tag, als der Oktoberaufstand schon begonnen hatte, war Hans Mark mit revolutionären Matrosen und Soldaten vom Smolny zu den Putilow-Werkern gefahren ...

Hans: „Im Smolny hatte ich versucht, mich nützlich zu machen ... An einer Essenausgabe drückte man mir eine Schöpfkelle in die Hand, und einer sagte: ‚Für jeden einen Schlag – nicht mehr!' Allerdings, ich habe mich nicht streng an die ‚Vorschrift' gehalten. Da kam, es war Nachmittag, ein Matrose. Er hatte die Patronengürtel über Kreuz geschultert. ‚Deine Kohlsuppe war zwar dünn', sagte er, ‚aber du kannst mitkommen!' Wir fuhren und fuhren ... Die Straßen waren aufgeweicht, matschig. Der kalte Fahrtwind kroch uns unter die Mäntel ... Endlich waren wir angekommen, gingen zu einer Betriebshalle. Viele Arbeiter waren versammelt. Ich glaubte, jemand würde eine Ansprache halten. Doch der Matrose unterhielt sich nur kurz mit einer Gruppe ausgewählter Leute. Es ging um Waffen. Auf der Rückfahrt erzählte er mir, daß in Kronstadt die Arbeiter und Matrosen schon fest die Macht in Händen haben ..."

Die Komsomolzen, die Hans Mark zuhören, wissen aus der Geschichte des Roten Oktober: Auch beim Sturm auf das Winterpalais stürmten die Putilow-Arbeiter in den ersten Reihen. Und später sicherten sie die Revolution mit Waffen, bauten Panzerzüge für die Rote Armee zur Abwehr der Interventen. So

Sie nannten ihn „Jan“

schützten sie die Sowjetmacht. Und stärkten sie: die ersten sowjetischen Traktoren, die ersten sowjetischen Turbinen für Lenins GOELRO-Plan — Händewerk der „Roten Putilowzi“. Und ihre Kinder und Enkel bauen den weitbekannten, weitbegehrten KIROWEZ. Ist da nicht ein Gedanke nah? Den jungen Kirow-Werkern zu wünschen, daß sie, ihre Kinder und Kindeskinder allezeit nur noch Traktoren bauen werden ...

„Seht, / aus den Bezirken fluten / zum Palais / die Rotgardisten! / Kronstädter, / Wyborger, / Schlüsselburger, / Arbeiterwehren, / Matrosenhorten / fassen den stolzen / Palast an der Gurgel / und pochen / mit Feuer und Blei / an die Pforten ...“

Stufen zum Smolny. Stufen, die den Schritt der Revolution getragen haben. Es ist die Stunde, zu der Besuchern Einlaß in den Smolny gewährt wird. Mit uns eine Gruppe aus der DDR. Junge Leute. Einige tragen unter den Jacken und Jeanswesten gelbe Pullis mit blauer Schrift — „Studenten-Sommer 77“. Gemeinsam treten wir in die Vorhalle, steigen Stufen einer Treppe hinauf. Und während wir gehen und steigen, denken wir uns in die unruhevollen Tage des Oktober 1917 zurück. — Vierter Kriegsherbst. Hunger — an der Front. Hunger — im Land. Soldaten — zu Tode erschöpft. Typhus und Tuberkulose wüten. Der Zar war gegangen. Seine Generale blieben. Seit dem Massenstreik im Februar Streiks überall und Demonstrationen jeden Tag. Spekulanten stürzen den Wert des Rubels ins Bodenlose. Die Reichen sind reich geblieben — die Armen arm. Kerenski-Regierung und Räte. Wer hat die Macht? Wohin treibt die Revolution vom Februar? Die Bolschewiki fordern: „Alle Macht den Sowjets!“ Sie verlangen: „Fort mit der Provisorischen Regierung — jagt die Verräter weg!“ Lenin und andere Führer der Bolschewiki werden von der Reaktion mit Gift und Galle bespien, sind tagtäglichem Rufmord ausgesetzt und von Häschern bedroht. Juli. Lenin, vor Verfolgern geschützt, in einer Laubhütte bei Rasliw. August. Kornilow-Putsch. September. Die Konterrevolution holt zum Gegenschlag aus. Appelle, Aufrufe, Gegenappelle, Gegenaufrufe. Radio gibt es nicht. Die Zeitungen werden den Verkäufern regelrecht aus den Händen gerissen. Wer die Revolution unterstützt, wer mit ihr sympathisiert, schaut zum Petrograder Sowjet im Smolny, hört auf das, was aus dem Smolny gesagt wird.

Hans: „Immer mehr Verwundete verließen das Lazarett. Ich hatte den unbewußten Wunsch, irgendwas anzufangen, irgendwie mitzuwirken. Alle sprachen von der Revolution, jeder verfluchte die Rechten und Verräter, hoffte, daß bald etwas geschehen wird. — Und ich ging zum Smolny. Das erste Mal am 24. Oktober ...“

Fachschulstudenten aus Görlitz und der Revolutionsveteran aus Berlin im Smolny. Ein Zufall hat sie zusammengebracht. Lenins Arbeitszimmer. Seine Wohnung. Schlicht möbliert, bescheiden. Sein Kampfposten für 124 Tage in Petrograd. Alles steht am selben Platz: Arbeitstisch, Schreibzeug, Telefon, Lampe, die „Karta Rossijskoje Imperiu“ von 1902, die Stühle, Sessel, das Bett. Einer der Studenten fragt: „War es nicht schwer, in den Smolny zu kommen?“

Hans: „Es war schwer — und leicht. Ihr müßt euch die Situation vorstellen. Rings um das Gebäude biwakierten Soldaten. Dauernd war ein Kommen und Gehen. Trupps von Rotgardisten, Soldaten und Matrosen kamen an, brachen auf. An dem 24. Oktober — Lenin erreichte den Smolny erst in der folgenden Nacht — trafen überdies aus allen Teilen des Landes und von den Fronten die Delegierten zum II. Allrussischen Sowjetkongreß der Arbeiter- und Soldatendeputierten ein. Und ich — mit einer abgeschabten Schapka und in einem durchwetzten Soldatenmantel — trug am linken Ärmel die Rotkreuzbinde. Wahrscheinlich glaubten die Posten, daß ich dazugehöre. Und, ohne daß mich einer fragte, wurde ich durchgelassen.“

Student: „Und haben Sie Lenin gesehen, als er kam? Oder andere führende Bolschewiki?“

Hans: „Als Lenin kam — nein. Doch am nächsten Tag sah ich ihn aus nächster Nähe, in einer Sitzung des Petrograder Sowjets. Einem anderen aber begegnete ich schon in der ersten Minute. Ich ging zu einem Raum, aus dem einige Arbeiter mit roten Armbinden kamen, fragte: ‚Wo kann ich mich melden?‘ — ‚Gehen Sie bitte eine Treppe höher!‘ — antwortete mir jemand, der mit mehreren Männern sprach. Als ich sein Gesicht erkannte, war ich überrascht — mir hatte Feliks Dzierżyński die Antwort gegeben. Na, ich ging tatsächlich eine Treppe höher, kam zu einem Saal. Darin wurde lebhaft debattiert — ich war direkt in eine Zusammenkunft des Petrograder Sowjets geraten, und erst viel, viel später begriff ich, daß Dzierżyński gedacht haben muß, ich sei als Delegierter gekommen. Ich drückte mich still in eine Ecke, wartete. Nach einer Weile ging ein Raunen durch die Runde. Es hieß, einige Minister der Kerenski-Regierung seien verhaftet worden. Eine Gruppe von Rotgardisten und Matrosen verließ den Saal. Ich schloß mich ihnen an. Wir blieben vor einer der vielen Türen stehen. Bald darauf kam mit

Fortsetzung Seite 10

KSCHESSINSKA-VILLA.
Unterm Balkon, von dem Lenin sprach: Hans Mark und Prof. Konstantin Arschawski, Parteimitglied seit 1914, Petrograder Rotgardist. Die Villa ist bei Lenins Rückkehr aus dem Schweizer Exil Sitz des ZK, des Petrograder Parteikomitees und der Militärorganisation der Bolschewiki. Heute: Leningrads Museum der Oktoberrevolution. An diesem Ort wirkt W. I. Lenin zweiundneunzig Tage — bis zum Untertauchen während der Juli-Verhaftungen. Er bereitet hier den Ubergang der Revolution zum bewaffneten Aufstand vor. Majakowski nennt die Kschessinska-Villa: „Universität der Revolution“ ...

Sie nannten ihn „Jan“

schwerem Schritt ein Matrose heraus, sagte: ‚Genosse Swerdlow schickt uns zum Winterpalais!‘ — Ich ging weiter mit. Auf dem Schloßplatz liefen die Männer zu verschiedenen Punkten auseinander, ich stand verloren da. Doch am nächsten Vormittag ging ich wieder zum Smolny . . .“

Es ist nicht jener Saal, von dem Hans Mark sprach, sondern ein größerer, glänzenderer, in den wir eintreten: der Weiße-Säulen-Saal. Seine Wände haben die Stimme des siegreichen Oktober gehört — Lenins Stimme. Hier erklärte er den endgültigen Sturz der Provisorischen Regierung. Hier proklamierte er die Sowjetmacht. Und hier verkündete er die weltgeschichtlichen Dekrete „Über den Frieden“ sowie „Über den Grund und Boden“. Land für die, die es bestellen! Friede für Rußland, für Europa — für die Menschen der Erde. Erste Handlungen der jungen Sowjetmacht.

Aber — das ist schon Vorgriff auf Ereignisse der kommenden Nacht! . . .

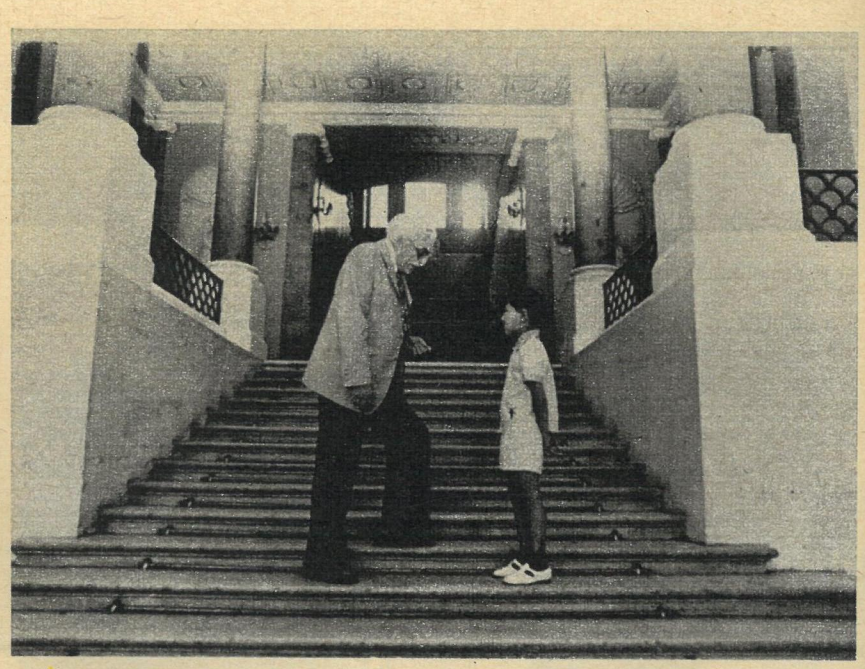
„Und dann / ist die Stadt / wie in Lüften zerrissen: / „Aurora“ / sprach sechszöllig ihr Wort. / Und über der steinernen Insel dort, / sieht man / den Aufstand / sein Zeichen hissen! / „Nieder! / Zum Sturm! / Vorwärts / Drauflos!‘ / Durchs Portal. / Auf Teppichen / goldner Gemächer / über Junkerleichen / auf Marmorplateaus / und Prunktreppen / schritt das Volk, / der Rächer . . .“

Nur für einen Moment sollen unsere Gedanken vom Petrograder Geschehen weggleiten — nach Odessa. Zu der gewaltigen Treppe, die von der Stadt hinunter zum Hafen führt. Jeder kennt die blutige Tragödie, die sich 1905 auf ihren steinernen Stufen abspielte: Zaristische Soldateska drängte Tausende wehrlose Demonstranten zu dieser Treppe, feuerte barbarisch in die Menge. Und die Menschen glaubten schon, ans Licht zu gehen, zur ersehnten Freiheit . . . Zwölf Jahre später. Eine andere Treppe — im Winterpalais. Die Oktoberhelden, Sieger der Geschichte, stürmten hinauf.

Hans Mark hat uns zur „Oktobertreppe“ geführt. Und wir können in dem Augenblick, als er auf einem der Treppenabsätze stehen bleibt und mit einem kleinen Jungen spricht, nur ahnen, welche Gefühle ihn in seinem Innersten bewegen. Der Kleine kam mit seiner Mutter in die Newastadt — Ferienausflug im Zeitalter schneller Düsenflugzeuge. „Auf meinem Zeugnis waren alle Zensuren ‚Sehr gut‘!“ bekennt er stolz. — „Und woher kommst du?“ — „Ha, das ist weit, Genosse — aus dem Gebiet Baikonur!“ Wer aber würde Baikonur nicht kennen? . . .

Morgen schon fliegen wir nach Riga. Noch einmal gehen wir mit Hans Mark über den Schloßplatz.

Hans: „Wir waren von der Fahrt zum Putilow-Werk und zu verschiedenen Kasernen in den Smolny zurückgekehrt. Dort war im Weiße-Säulen-Saal der Sowjetkongreß im Gange. Der Saal war brechend voll. Selbst vor dem Eingang standen Leute, enggedrängt. Ich erinnere mich, daß zu dem Zeitpunkt, als ich dazukam, eine große Aufregung herrschte. Zwischenrufe, Redner überschrien sich. Auf einmal kam eine Gruppe gutgekleideter Herren heraus, stapfte schimpfend und gestikulierend davon. „Burshuj“ sagte ein Matrose verächtlich und spuckte aus (Bourgeois — d. Red.) . . . Plötzlich zog mich ein Rotarmist zur Seite, fragte: ‚Kannst du auch einen Verband anlegen?‘ Ich bejahte, sagte jedoch gleich: ‚Ich habe aber keinen Verbandstoff!‘ Er überlegte kurz und meinte: ‚Egal, komm mit!‘ Auf dem Hof standen mehrere Lastwagen — vollbesetzt mit Rotgardisten. Es ging zum Winterpalais. Als wir uns dem Platz näherten, hörte ich Hurra-Rufe und einzelne Gewehrsalven. Im Menschenstrom eingekeilt und geschoben, gelangte ich über die Treppe in den Teil des Palastes, wo die großen Empfangs- und Staatssäle lagen. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich soviel Luxus und solche Pracht. Ich fühlte mich wie geblendet. Aber nicht im entferntesten dachte ich daran, daß das Winterpalais gerade in diesem Augenblick den ersten Empfang für seine ‚neuen Herren‘ gab — das Volk.“

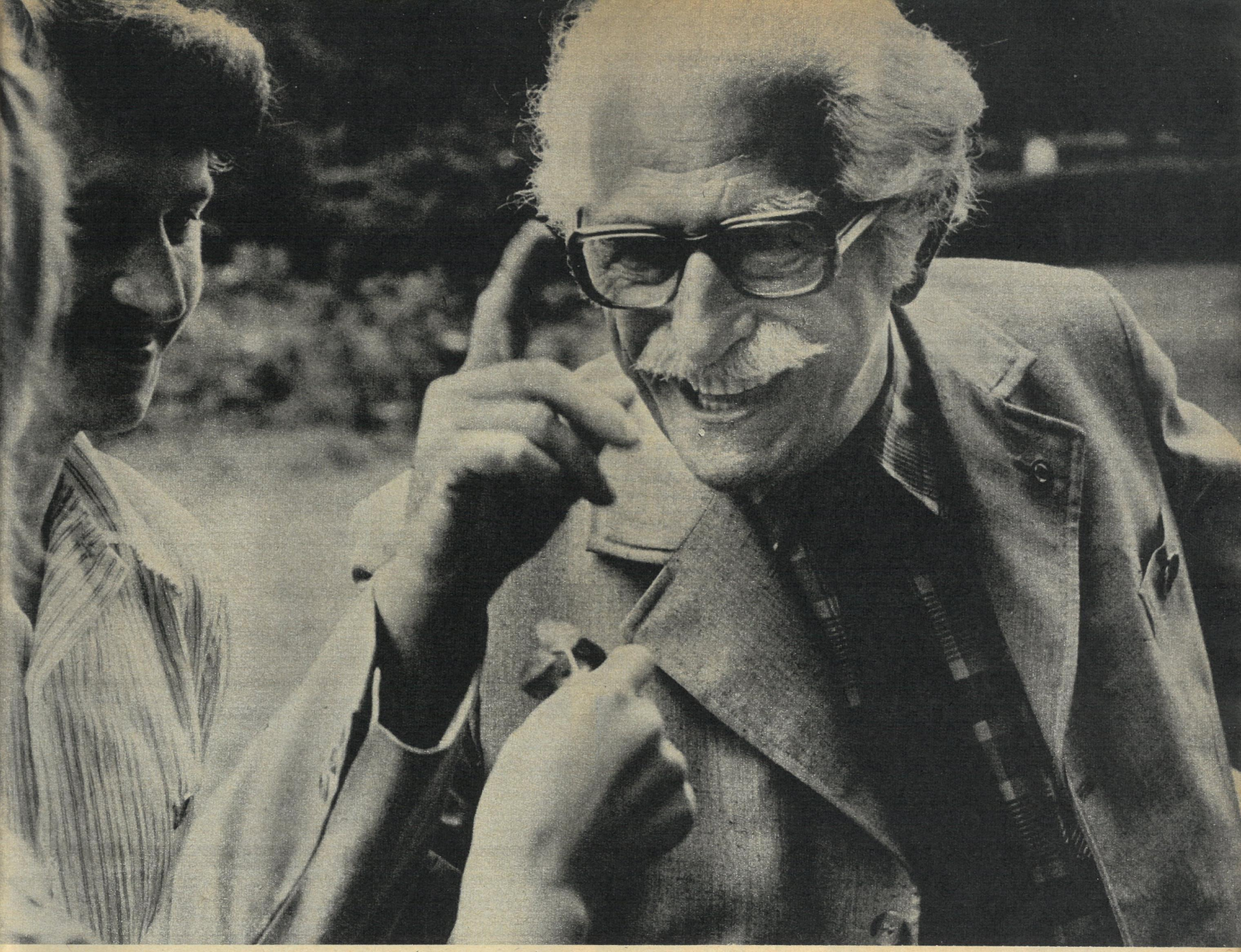


WINTERPALAIS. Prunkresidenz russischer Zaren. Sitz der Kerenski-Leute. Am historischen 25. Oktober (7. November) „das einzige Stückchen Land“ in den Händen der „Provisorischen“. Die Aufständischen haben den Ring geschlossen. Sie stürmen das Palais nach Mitternacht (oben: die „Oktobertreppe“) . . .

KIROW-WERKER. Enkel der „Roten Putilowzi“, schon 1905 führend im antizaristischen Kampf. Ihr Massenaufstand im Februar 1917 wurde Auftakt der Februarrevolution. Im Oktober waren sie Petrograds stärkste Abteilung der Roten Garden — beteiligt am Sturm aufs Winterpalais sowie am Abwehrkampf gegen Krasnow und Judenitsch . . .

„Der Smolny, / noch zu derselben Stunde, / tönt vom Echo des Jubels wider. / Ein Feuerwerk — / so zündet die Kunde, / im Feuerschein / entbrennen Lieder. / Und tausend Stimmen / sind Eine Stimme, / und neu / — und wie zum ersten Male — / tönt / die alte, / gewaltige Hymne: / Völker, / Hört die Signale!“ . . .

Europa, das „schwanger mit der Revolution“ gewesen war — wie



Lenin im Januar 1917 voraussagte –, erkannte im Sieg der Arbeiter und Bauern Rußlands das Fanal. Rot wurde die Karte des Kontinents – Ukraine, Belorußland, Estland, Lettland, Armenien, Georgien, Mittelasien ... Räterepublik Ungarn – Novemberrevolution in Deutschland. Sie werden im Blut erstickt. Und deutsche Generale marschieren wieder – auch im Baltikum. Januar 1919. In einem Lazarettzug der Roten Armee, die Riga befreit, Hans Mark, Sanitätshelfer wie ehedem. Doch seit dem 30. Oktober 1917 „Freiwilliger Soldat der Revolution", nicht mehr „unbewußt" dabei. In Riga wird er Komsomolze, und nun ist es die Partei, die seine weiteren Schritte lenkt – zuerst nach Libau ... Eisenbahnsabotage gegen den näherrückenden Feind. Er ist neunzehn, als er verhaftet, noch nicht zwanzig, als ihm der Prozeß gemacht wird. Zuchthaus. Zwei Jahre. Entlassung. Er geht nach Berlin. Ein Kommunist – im Kampf geboren.

Wie Marta Krustyńson, die er nun, sechs Jahrzehnte später in Riga trifft. Und die Lettischen Roten Schützen, mit denen Hans Mark in Riga beisammen ist. Jedes Leben – eine dramatische, spannende Geschichte! Diese lebenserfahrenen, kampferprobten Kommunisten – sie sind sich in ihren Erlebnissen, Empfindungen so gleich. Hans Mark oder Marta Krustyńson, Konstantin Arschawski, Peter Gritko, Teodor Ludriks, Frans Mesis – ein Notizbuch ist voll von Namen. Sowjetische Veteranen der Partei und ein deutscher Kommunist. Wie begegnen sie einander? Als Genossen! Besonders, wenn da einer kommt, von dem sie wissen, wer er ist – und was er war: aktives Mitglied im deutschen „Bund der Freunde Sowjetrußlands", einer der Gründer der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft und – ihr erster Generalsekretär!

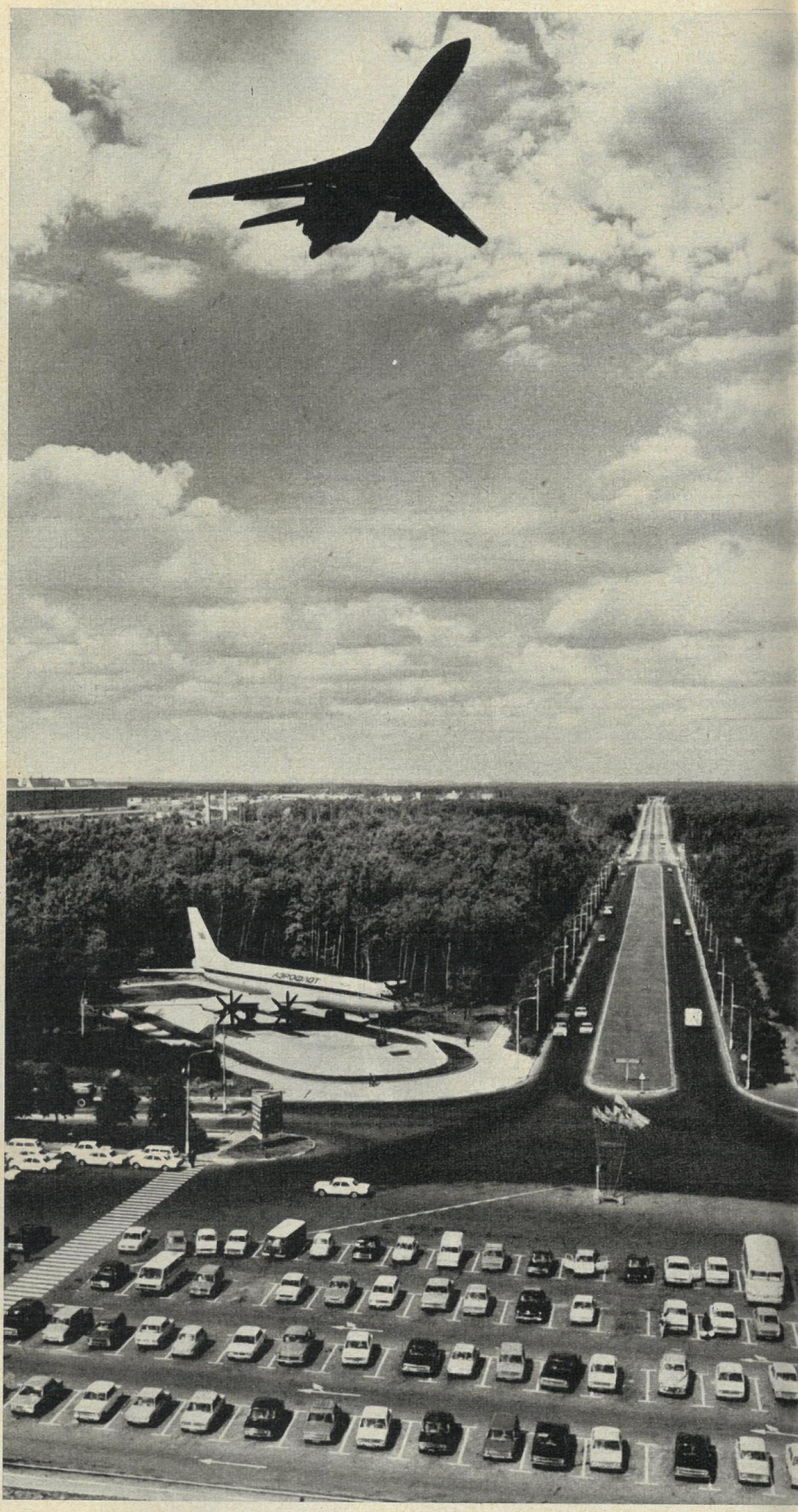
Zwischentexte: — aus Majakowskis Poemen „Wladimir Iljitsch Lenin" sowie „Gut und schön"

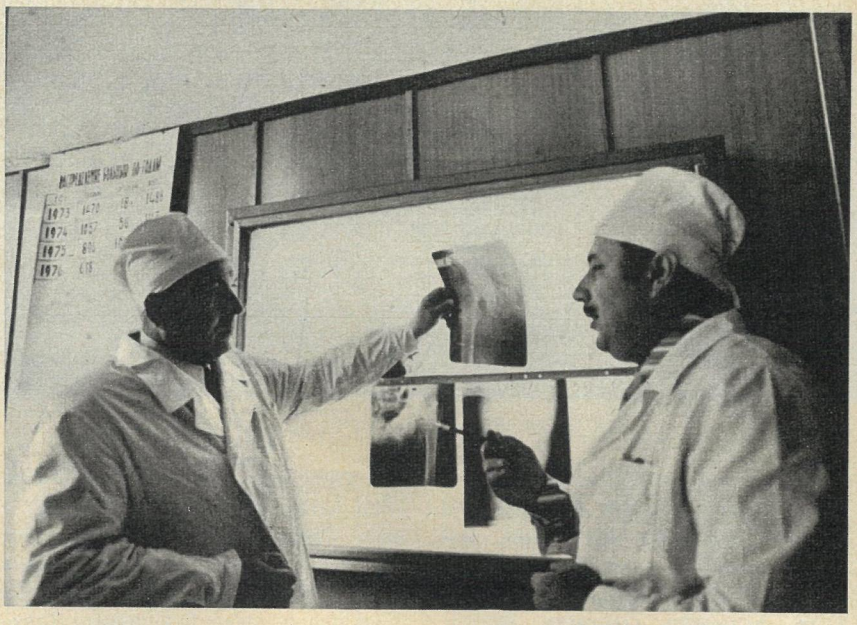
▲ Person und Sache

Sein Anteil

Mit dreitausend Pferdestärken im stählernen Leib donnert seine Diesellok über blanke Schienen. Schwerlast bis zu 150 Achsen schleppt sie mühelos. Das sind je Fahrt bis zu 75 Güterwagen. Manch einer davon rollt in Richtung Sowjetunion, kehrt zurück mit wichtigen Importen. Die Diesellok übrigens, auf der Herbert Angermann vom Bahnbetriebswerk Falkenberg/Elster seit rund zehn Jahren als Beimann fährt, kommt aus dem ukrainischen Lugansk. Der gelernte Schlosser, Eisenbahner seit drei Jahrzehnten, war — obwohl er ständig auf Achse ist — viele Jahre Vorsitzender der DSF-Grundeinheit seines Betriebes, in dessen Vorstand er noch heute wirkt. Durch seine gewissenhafte, ideenreiche Arbeit hat er nicht geringen Anteil an der ständigen Vertiefung des Freundschaftsgedankens unter seinen Kollegen. Erfolge der Grundeinheit bei der Mitgliederwerbung und der Durchführung von Veranstaltungen zum besseren Kennenlernen des Freundeslandes stehen auch auf seinem Konto. Seit April '68 gehört er dem DSF-Kreisvorstand Herzberg an und bemüht sich, die ihm gestellten Aufgaben so zu lösen, wie er auch an seine fachliche Arbeit geht. Herbert Angermann stand auf der langen Liste jener, die in Berlin mit der Ehrennadel unserer Freundschaftsgesellschaft in Gold und Silber geehrt wurden.

H. G.





▲ In der Praxis ▶

Tiefgefrorenes

Was hier auf dem Tisch liegt (Foto rechts), sind Knochen, Transplantationsmaterial — normal verpackt und kurz vor dem Versand nach Taschkent, Irkutsk, Chabarowsk ... Sowjetische Wissenschaftler haben eine Methode entwickelt, die neue Möglichkeiten bei der Verpflanzung von Knochengewebe bietet und mit der die Chance, die Unverträglichkeitsbarriere zu überwinden, weiter steigt. Das „Baumaterial" wird durch ein Spezialverfahren — durch Tiefgefrieren im Vakuum, in anderen Fällen durch Polyäthylenharz — konserviert. Professor S. Sazepin (im Foto oben links) führte die ersten drei Transplantationen dieser Art durch, Professor A. Imamalijew (rechts) gehört zu der Moskauer Wissenschaftlergruppe, die die Methode entwickelte.

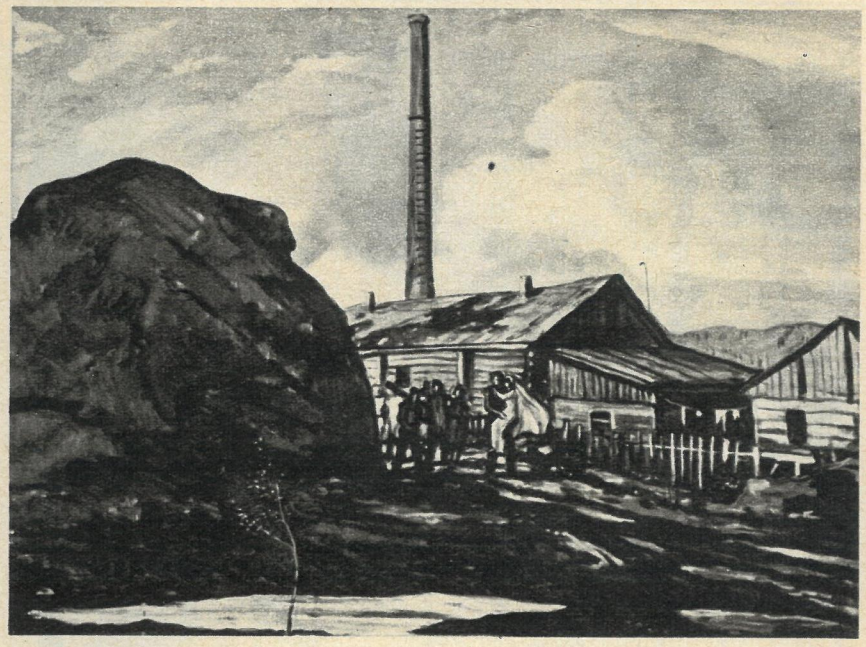
W. Sosinow

▲ Im Ruhestand

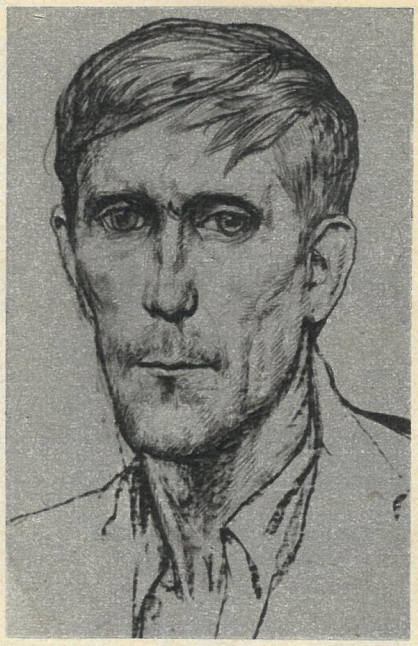
Jetzt fliegen die anderen ...

Sie rollt nicht mehr zum Start — diese TU 114 hier auf unserem Foto. Auf festem Betonfundament steht sie seit einigen Wochen nun vor dem Moskauer Luftbahnhof Domodedowo. Modernere und schnellere Aeroflot-Maschinen steigen über ihr auf zur großen Reise ... Vor nur zwei Jahrzehnten war sie der Star unter den sowjetischen Passagierflugzeugen. 1957 von Tupolew in der Rekordzeit von nur einem Jahr konstruiert, gewann sie die Goldmedaille auf der Weltausstellung in Brüssel. 32 Welt-Luftfahrtrekorde für Propellerturbinen-Verkehrsflugzeuge stellte sie auf, flog als erste ohne Zwischenlandung die Fernrouten von Moskau nach Chabarowsk, Tokio, Neu-Delhi, Montreal, eröffnete den Nonstop-Linienverkehr zwischen der UdSSR-Hauptstadt und Havanna. Nun ist die TU 144 mit knapp zwanzig schon Veteran. Nur ein Drittel der Zeit, die sie für die Strecke Moskau-Chabarowsk brauchte, benötigte bei einem Probeflug die Überschall-Passagiermaschine TU 144, die nun ab 1. November zwischen Moskau und Alma-Ata im regulären Linienverkehr fliegen wird.

N. Akimow



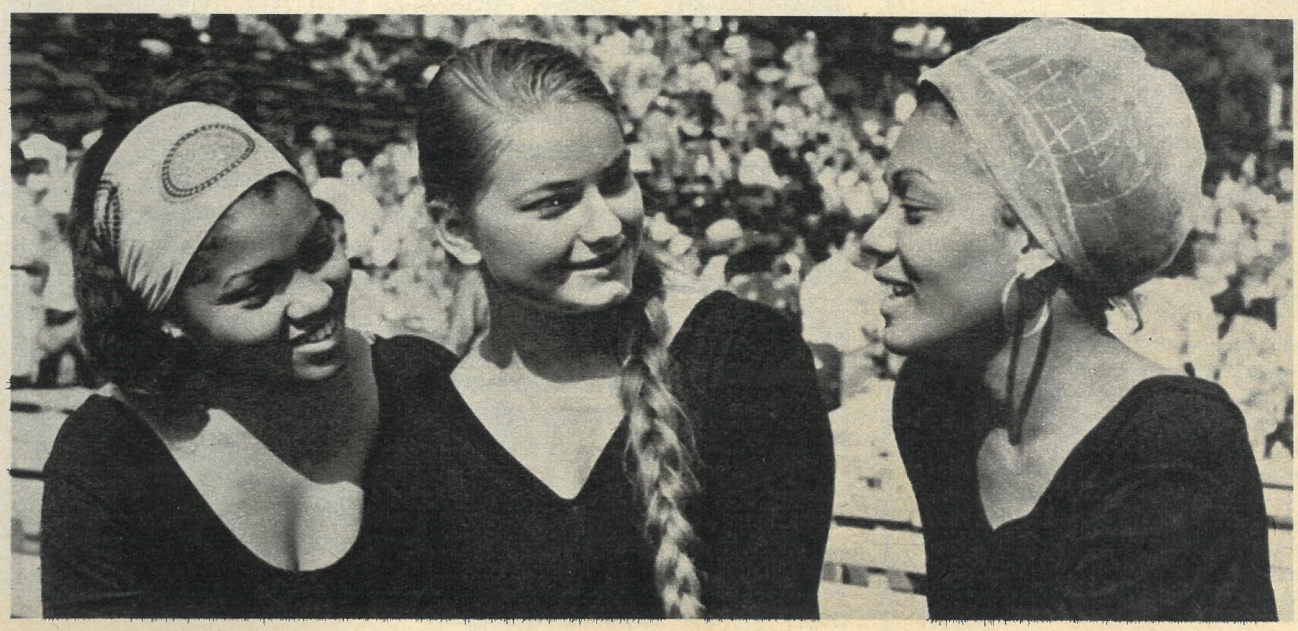
BAM). Der Sekretär des Komsomol-Komitees von Ulkan, Juri Lebedew, zum Beispiel ist ein Energiebündel. Weder Schwierigkeiten noch Sorgen können seinen Wunsch, seinen Genossen zu helfen, beeinträchtigen. Jemeljan Knapik, der Zimmermann (im Foto unten), kommt aus der Ukraine — ein Meister seines Faches. Er war einer der ersten an der BAM. Den Schweißer Wassili Jerochin hat vom allerersten Tag an die Natur Sibiriens begeistert und nicht wieder losgelassen. Er ist der geborene Romantiker, ein ausgezeichneter Jäger und Angler. Aus der Gegend um Jaroslawl kam er hierher. Auch der Schlosser und Brigadier Nikolai Schewtschnik (im Foto rechts) hat es mir angetan. Nun wohnen sie mit vielen anderen in Ulkan, das zu den jüngsten besiedelten Orten Sibiriens gehört. Ja, die von der BAM sind meine neuen Freunde. Sie rufen mich immer wieder zu sich, meine künstlerische Arbeit bei ihnen fortzusetzen. Meinen Zyklus, der ihnen gewidmet ist.



▲ Von der BAM ▶

Neue Freunde rufen mich

Ilja Glasunow ist in der DDR kein Unbekannter. Seine Porträts berühmter Zeitgenossen, wie das Luis Corvaláns oder Salvador Allendes, haben ihn ebenso wie seine Illustrationen zu Werken Dostojewskis, Leskows, Puschkins und A. Tolstois bei einem breiten Publikum bekannt gemacht. Ausstellungen mit seinen Bildern und Zeichnungen waren bereits in Berlin und Leipzig zu sehen. Für seinen Beitrag zur Vertiefung der deutsch-sowjetischen Freundschaft wurde I. Glasunow mit der Ehrennadel unserer Freundschaftsgesellschaft in Gold ausgezeichnet.
Jetzt war Ilja Glasunow an der BAM. Er schildert seine Eindrücke: Sibirien. Unendliche Weiten. Unwirtliches Land. Und mittendrin die Ader der BAM. Sibirien, das ist die Wiege und die Heimat vieler Menschen. Es ist die Zukunft unseres Landes, die Schatzkammer. Am meisten hat mich die Jugend beeindruckt, die stürmische, ausdauernde, vorwärtsstrebende Jugend an der BAM. Viele dieser Jungen und Mädchen habe ich kennengelernt, mit ihren Freuden und Kümmernissen, ihren Hoffnungen und ihrer Liebe (im Foto oben: Hochzeit an der



◀ Volkskunst

Kontakte

International war in diesem Jahr das Fest des Liedes und Tanzes in Litauens Hauptstadt Vilnius, das dem 60. Jahrestag des Roten Oktober gewidmet war. Gäste aus Ungarn, der DDR, aus der Mongolei, Polen und Kuba zeigten in Parks und auf den Bühnen der Arbeiterklubs ihre Programme. Mitglieder der Volkskunstensembles trafen sich zu freundschaftlichen Gesprächen mit den Gastgebern, wie diese beiden jungen Kubanerinnen. Höhepunkt — das Abschlußkonzert im malerischen Nagorny-Park, das 4000 Sänger und Tänzer vereinte.

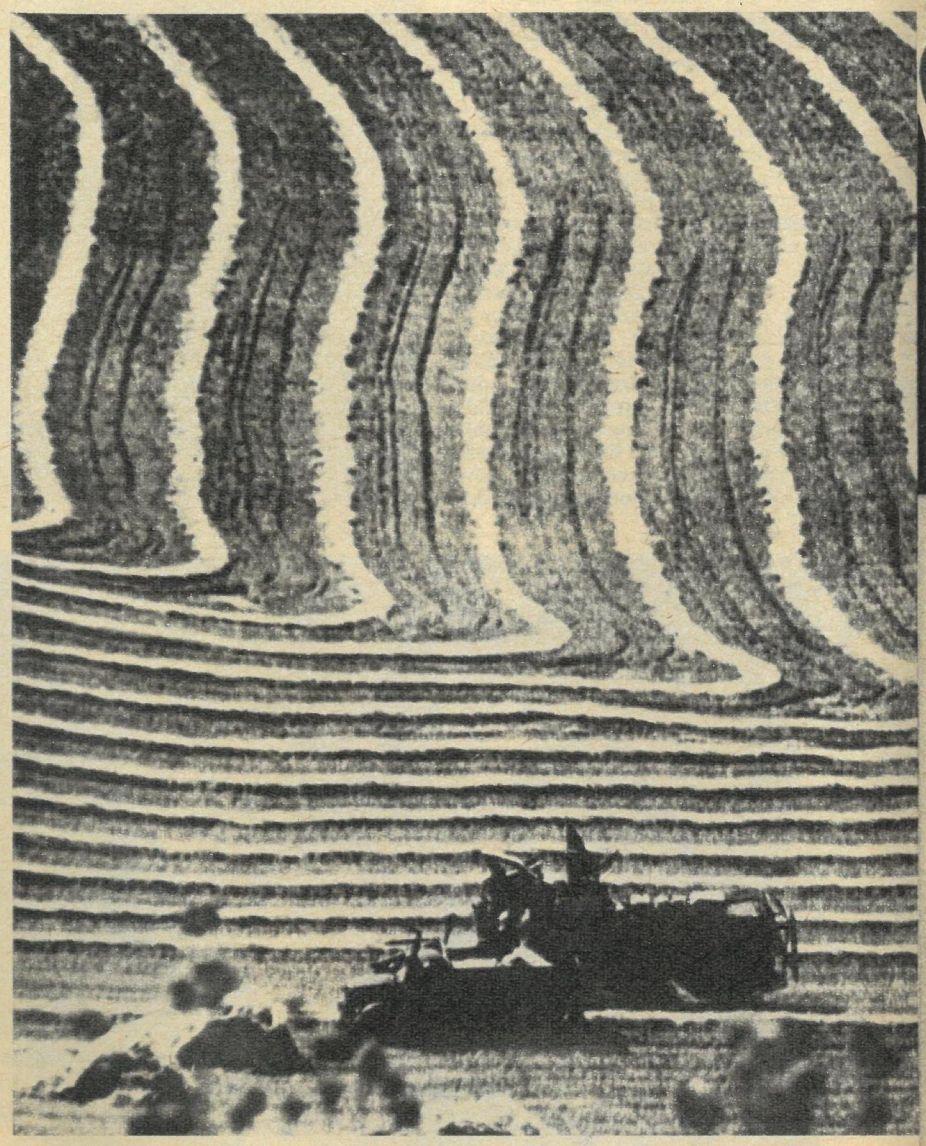
M. Baranauskas

Sowjetunion erklärt in Belgrad: **Die Unterzeichnerstaaten der Schlußakte von Helsinki müssen praktische Schritte auf dem Gebiet der Abrüstung unternehmen. Gerade in diese**

Fortsetzung von Seiten 2/3

Albert Kotschak, Ungarn: Erste-Hilfe-Station

Perry Kretz, USA: Hinter den Kulissen



Dmitri Sjubritzki, UdSSR: Ernte-Graphik

▲ **Theatersaison**

Die Schuhe des Bolschoi

Ob in Berlin oder in Moskau: Die neue Theatersaison ist in vollem Gange. Anlaß, auch wieder einmal hinter die Kulissen zu schauen. Tanja Nowikowa war bei den Schuhmachern im Bolschoi.

Die Launen der Mode scheinen an dieser Werkstatt spurlos vorübergegangen zu sein. Hier entstehen noch heute Schuhe, wie man sie vor hundert, zweihundert oder dreihundert Jahren trug. Die Einzelmodelle verdanken wir den geschickten Händen von Semjon Sokolow. Vor dreißig Jahren nahm er hier im Bolschoi das erste Mal eine Ahle in die Hand. Für seine vorbildliche Arbeit erhielt er den Rotbannerorden. Er zeigt mir seine Modelle. Griechische Sandalen für „Spartakus" und „Ikarus". In Wirklichkeit sind es helle Stiefel aus dünnem, elastischem Leder. Mit dunkler Farbe wurden die Riemen „aufgemalt". Dieser kleine Trick – einer von vielen – gestattet es den Tänzern, in scheinbar völlig ungeeigneten, unbequemen Schuhen traumhafte Sprünge auszuführen. (Unser Foto: Maris Liepa im Ballett „Spartakus".) Um solche „unsichtbaren" Stiefel zu fertigen, braucht es die Erfahrung vieler Jahre.

Und fast alle Darsteller – gleich ob aus der Oper oder dem Ballett – kommen mit ihren Wünschen zu Semjon Sokolow. „Pro Monat fertigen wir etwa hundert unterschiedliche Modelle an", erzählt er. „So haben wir eine fast vollständige Sammlung ‚persönlicher' Schuhleisten. Das erspart uns die Anprobe. Egal, ob es sich um russische Stiefel oder chinesische Bastschuhe handelt."

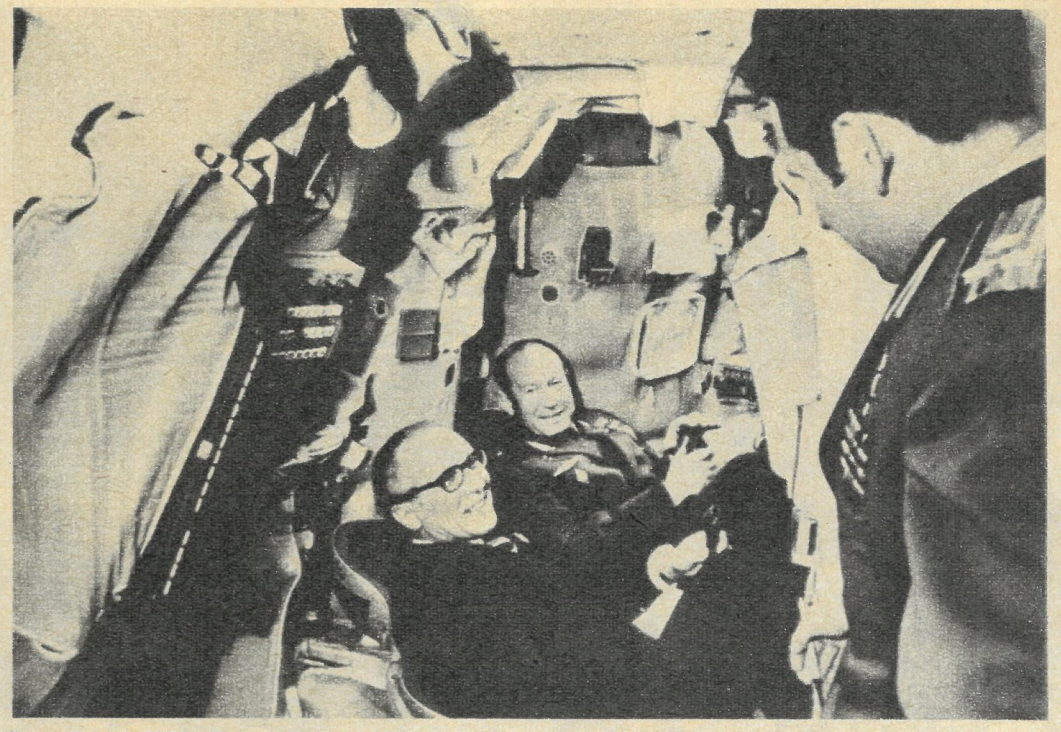
In einem Jahr werden in der Schuhmacherwerkstatt des Bolschoi rund 20 000 Paar Schuhe hergestellt. Mehr als die Hälfte davon für die Mädchen vom Ballett. Und nicht selten kommt es vor, daß eine Tänzerin für nur eine Aufführung drei Paar verbraucht. Hier für Ersatz zu sorgen, ist vor allem Jewdokija Schitowa vorbehalten. Sie nähte bereits für die Ulanowa. Von ihr erfahren wir, daß die heutige Form des Ballettschuhs mit fester Spitze erst gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts in Mode kam. Und – bis auf kleine Veränderungen – auch blieb.

Auf den ersten Blick erscheint die Produktion so einfach, daß in letzter Zeit in England, Frankreich und Japan Versuche unternommen wurden, Ballettschuhe industriell zu fertigen. Bisher jedoch treffen auch aus diesen Ländern noch immer Bestellungen in Moskau ein, ist man nach wie vor am Erfahrungsaustausch mit der Werkstatt des Bolschoi interessiert.

APN

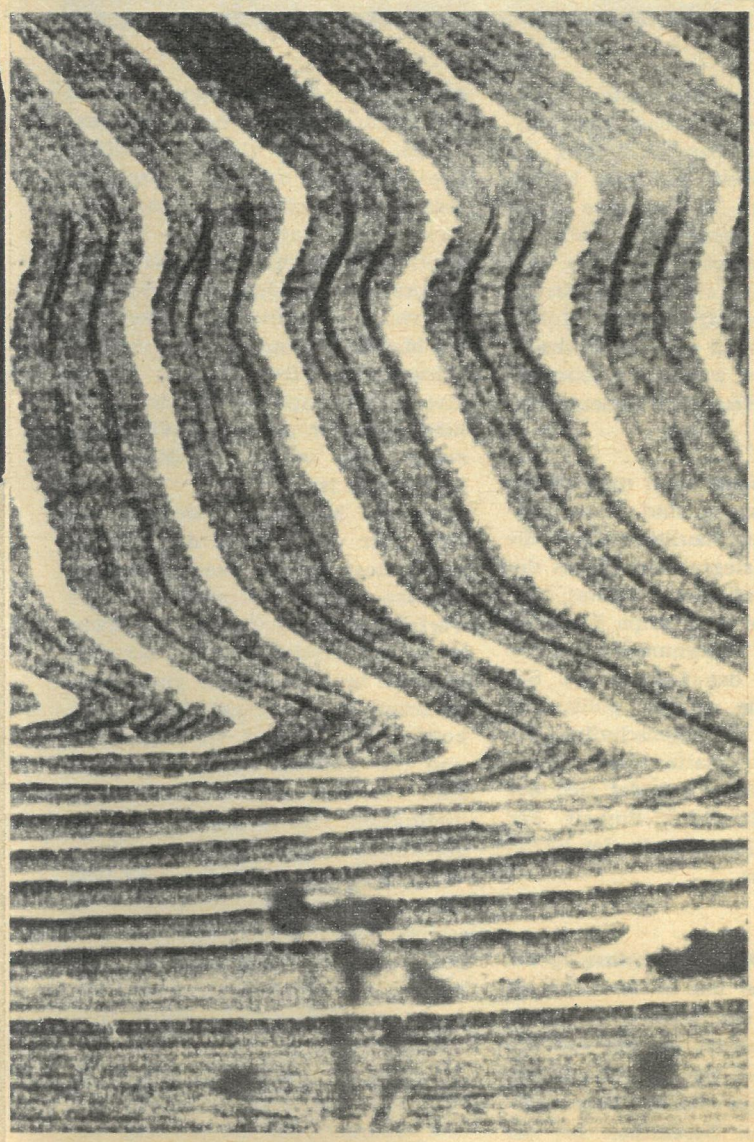
Richtung geht der Vorschlag der Warschauer Vertragsstaaten an alle KSZE-Teilnehmer, gegeneinander nicht als erste Kernwaffen anzuwenden.

Jean Boem, Frankreich: Arbeiterjunge

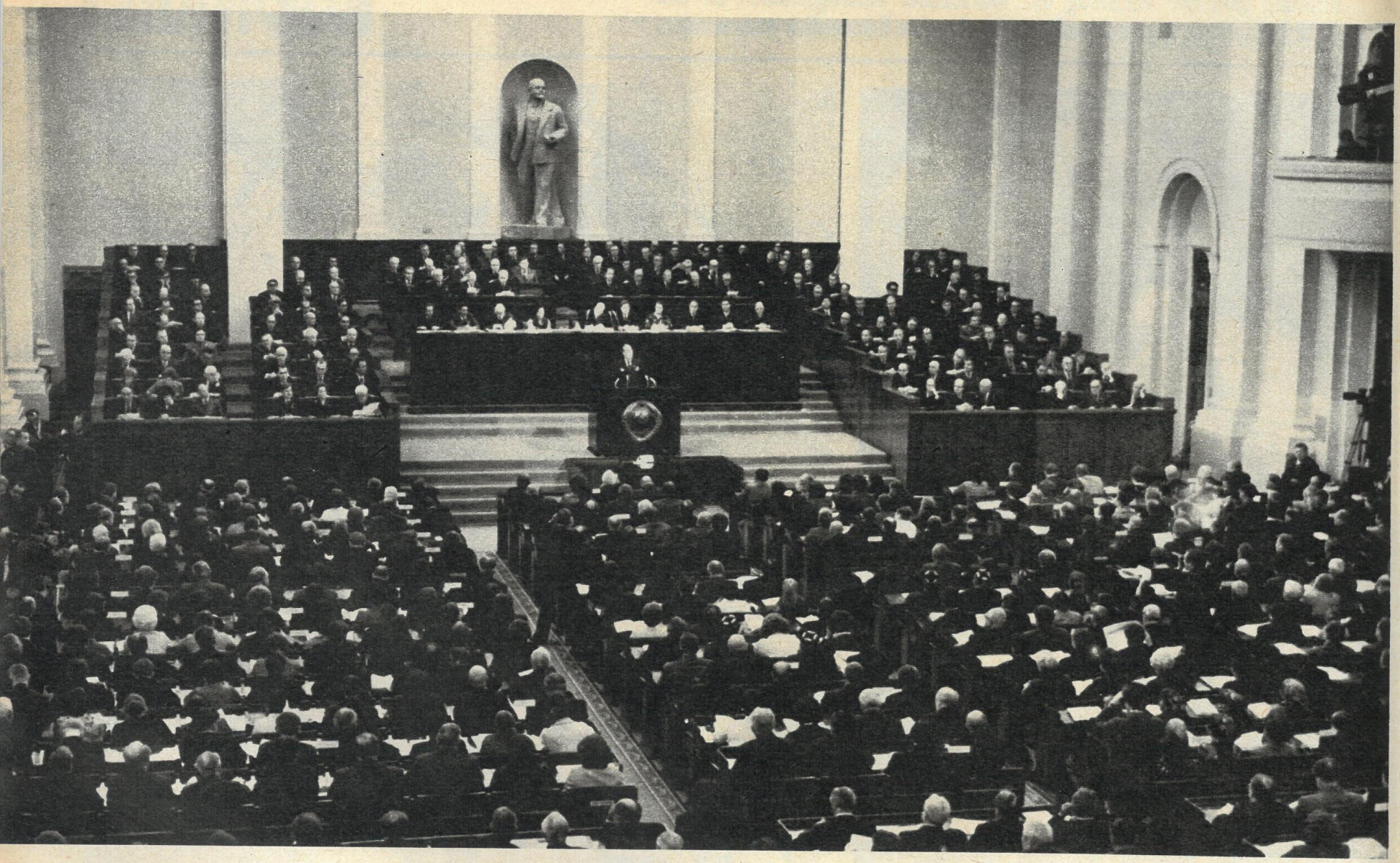


Peter Koard, DDR: Besuch Erich Honeckers im Sternenstädtchen

Karel Mewald, ČSSR: Luis Corvalán mit den Kindern von Lidice



Denis Koetsier, Südafrika: Großmutter weint



FREIE WELT: Genosse Botschafter, Sie sind eben aus Moskau zurückgekehrt, wo Sie an der Außerordentlichen Tagung des Obersten Sowjets der UdSSR teilgenommen haben, der die neue Verfassung der Sowjetunion gebilligt hat. Welche Eindrücke haben Sie aus dem Kreml mitgebracht? Was ist Ihrer Meinung nach das Wichtigste und Bestimmende im neuen Grundgesetz des Sowjetstaates?

Botschafter Abrassimow: Einige Bemerkungen vorab. Ich habe vor dreißig Jahren zum erstenmal an den Beratungen des höchsten gesetzgebenden Organs unseres Landes teilgenommen. Seit dieser Zeit sind viele großartige Pläne und Projekte sowie wichtige Gesetze beraten, ausgearbeitet und vom Obersten Sowjet der UdSSR bestätigt worden. Doch so ein Ereignis wie in diesen Tagen habe ich noch nicht erlebt. Ich meine sowohl die Gewichtigkeit der diskutierten Verfassung, das Grundgesetz unseres Landes, als auch die Atmosphäre, die bei den Beratungen im Großen Kremlpalast herrschte. Sie war von gehobener Stimmung und Optimismus erfüllt, von dem Bewußtsein der historischen Bedeutung dessen, was in den Mauern des alten Kreml geschah. Und als alle Deputierten des Obersten Sowjets nach eingehender Beratung — in beiden Kammern sprachen 92 Abgesandte des Sowjetvolkes — einmütig der neuen Verfassung der UdSSR zustimmten, wurde offensichtlich, daß eine neue ruhmvolle Seite in der Geschichte des sowjetischen Volkes und Staates aufgeschlagen worden ist. Eine Seite, die mit heldenhaften Arbeitstaten gefüllt wird, die für die gesamte Menschheit von nicht geringer Bedeutung sein werden. So hat gewiß auch jenes große internationale Auditorium empfunden, das dieses historische Ereignis über das Fernsehen verfolgte.

Ich bin überzeugt, daß nicht nur die Deputierten des Obersten Sowjets der UdSSR, sondern alle Sowjetmenschen an diesem Tag von großem Stolz auf ihre Partei und ihr Land erfüllt waren. Ist doch die Sowjetunion aufs neue vor der Welt als Pionier des gesellschaftlichen Fortschritts aufgetreten. Schließlich waren aus Moskau am Vorabend des Jubiläums der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution genauso gewichtige und historisch bedeutsame Worte zu hören wie vor 60 Jahren aus dem revolutionären Petrograd, als die ganze Welt von der Wahrheit und der Kraft der Leninschen Dekrete über Frieden und über Grund und Boden erfuhr.

Was ist das Wichtigste in der neuen Verfassung des Sowjetlandes? Vor allem möchte ich hervorheben, daß es in diesem wichtigen Kodex nichts Zweitrangiges gibt; jeder Artikel, jeder Paragraph und jeder Satz haben einen tiefen politischen und sozialen Gehalt. Immerhin haben jahrhundertelang die besten Söhne der Menschheit für jenes Recht gekämpft, das in der Verfassung der UdSSR in einem einzigen kurzen Satz fixiert ist: „Die gesamte Macht in der UdSSR gehört dem Volk." In dieses Dokument, das wie ein Hymnus auf die ruhmvollen Errungenschaften des arbeitenden Volkes klingt, muß man sich hineinlesen, und man wird zweifellos jedesmal wieder etwas Neues und Bedeutsames finden.

Zusammenfassend kann man sagen: In der Verfassung sind in konzentrierter und anschaulicher Form die 60 Jahre des siegreichen Weges des ersten sozialistischen Staates, die Ergebnisse der titanischen Tätigkeit der Partei der Kommunisten bei der Umgestaltung des Lebens des Sowjetvolkes, die großen politischen und sozialen Errungenschaften des Sowjetlandes enthalten. Jede These des Grundgesetzes gründet sich auf die unerschütterliche Einheit der sowjetischen Gesellschaft, der Partei und des Volkes.

FREIE WELT: Die neue Verfassung der UdSSR wird bei uns in der DDR die große Charta des Aufbaus der kommunistischen Zukunft, ein Manifest des Humanismus und der Demokratie genannt. Wie zeigte sich die Demokratie der sowjetischen Gesellschaft bei der Diskussion des Verfassungsentwurfes?

Botschafter Abrassimow: Während der Tagung, als ich den eindrucksvollen Bericht Leonid Iljitsch Breshnews wie auch die anregenden Reden von Vertretern verschiedener Berufe und Nationalitäten des Sowjetvolkes hörte, aber auch bei Gesprächen in den Wandelgängen mit vielen bekannten und unbekannten Menschen, besonders aus meinem heimatlichen Belorußland, konnte man deutlich spüren, daß der wirkliche Schöpfer des neuen Grundgesetzes das große 260-Millionen-Sowjetvolk ist.

Über 140 Millionen Menschen, das sind über vier Fünftel der erwachsenen Bevölkerung unseres Landes, nahmen an der Diskussion über den Verfassungsentwurf teil. So etwas ist in der Geschichte ohne Beispiel: In einer breiten aktiven und schöpferischen, ehrlichen und offenen Diskussion wurde über die Gegenwart und die Zukunft des Landes und über die Wege seiner Entwicklung gesprochen. Das ist nichts Verwunderliches, denn die Millionen, die in Versammlungen auftraten, und jene 400 000 Bürger, die konkrete Vorschläge zum Entwurf machten, gingen von der einzig richtigen und möglichen Position aus, von der Position fürsorglicher und aktiver Herren ihres Landes.

Hier ist es angebracht zu erwähnen, daß auch das große Kollektiv der Sowjetbürger, das im Auftrag der KPdSU in der brüderlichen DDR

Das Mitglied des Zentralkomitees der KPdSU, Deputierter des Obersten Sowjets der UdSSR, der Außerordentliche und Bevollmächtigte Botschafter der UdSSR in der DDR, Pjotr Andrejewitsch Abrassimow, gewährte der Redaktion FREIE WELT nach der Tagung der obersten Volksvertretung der Sowjetunion ein Interview zur neuen sowjetischen Verfassung.

UdSSR: In bester Verfassung

arbeitet, sich aktiv an der Volksaussprache beteiligt hat. Wir waren stolz darauf, als sich unter den zahlreichen Korrekturen des Entwurfs, die von der Tagung gebilligt wurden, auch Hinweise befanden, die mit jenen übereinstimmten, die von Sowjetmenschen, die in der DDR arbeiten, vorgeschlagen worden waren. Wir sind der Überzeugung, daß auch unsere Unterschrift unter jenen Änderungen und Ergänzungen steht, die zu dem Entwurf eingebracht wurden und deren Autoren Tausende Werktätige unseres Landes waren.

Es ist unmöglich, hier alle 150 Korrekturen und Änderungen, die auf Grund der Vorschläge der Werktätigen im endgültigen Text der Verfassung ihren Niederschlag fanden, aufzuzählen. Doch eines ist charakteristisch. Wie die Diskussion gezeigt hat, bewegte die Sowjetmenschen am meisten eine Grundfrage: die Rolle der Arbeit im Sozialismus. Das ist symbolisch und bezeichnend: Die Arbeit ist bei uns das Grundlegende. Arbeit ist für die absolute Mehrheit eine Freude. Bemerkenswert ist es, daß viele wertvolle Vorschläge, die wegen ihrer Spezifik nicht im Grundgesetz des Landes berücksichtigt werden konnten, auf Empfehlung des Obersten Sowjets von den Staatsorganen und Gewerkschaften behandelt werden, um danach praktische Maßnahmen zu treffen.

FREIE WELT: Das Grundgesetz ist die vierte Verfassung des Sowjetstaates und die dritte Verfassung der UdSSR. Welche Gesetzmäßigkeiten lassen sich an dieser Entwicklung verfolgen, und welche Eindrücke und Assoziationen haben Sie möglicherweise in diesem Zusammenhang?

Botschafter Abrassimow: Altersbedingt habe ich keine Erinnerungen an die Zeit der ersten Verfassung, die Verfassung der RSFSR von 1918, und die erste Verfassung der UdSSR von 1924. Aber in diesem Zusammenhang denke ich doch an eine interessante Episode. Unlängst, als ich mich für die Geschichte der sowjetischen Botschaft in Berlin interessierte, fand ich ein aufschlußreiches Dokument. Darin beschreibt ein Augenzeuge einen Empfang in der Sowjetbotschaft Unter den Linden. Das im Krieg zerstörte Gebäude stand dort, wo sich jetzt die Botschaft der UdSSR in der DDR befindet, in der wir miteinander sprechen. Der Empfang fand im Oktober 1918 zu Ehren des eben aus dem Gefängnis befreiten Karl Liebknecht statt. Der sowjetische Botschafter begrüßte herzlich den ruhmreichen Sohn der deutschen Arbeiterklasse, es wurde ein Grußtelegramm von W. I. Lenin verlesen. Bewegt sprach Karl Liebknecht von jenen historischen Veränderungen, die der Große Oktober bewirkt hatte. Am Schluß seiner Rede sagte er: „In der Gefängniszelle wurde mir heimlich der Entwurf der sowjetischen Verfassung zugesteckt, und ich war überwältigt von der Größe der durchgeführten Arbeit und vom genialen Aufbau der Sowjets."

Und wie eine wirkliche Stafette in der Weitergabe der kämpferischen Traditionen der deutschen Arbeiterklasse wirken in dem gleichen prinzipiellen revolutionären Geist die Worte des Generalsekretärs des ZK der SED und Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Erich Honecker: „Ein eindrucksvolles Zeugnis für die welthistorische Rolle der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken ist die neue Verfassung des Sowjetlandes. Zu Recht wird dieses unter Leitung des Generalsekretärs des Zentralkomitees der KPdSU und Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR, unseres Freundes und Genossen Leonid Breshnew, ausgearbeitete Dokument als Manifest der Epoche des kommunistischen Aufbaus bezeichnet."

Wir wollen einmal in das Jahr 1936 zurückblicken. Ich arbeitete damals in einem Kraftwerk in Belorußland und war im Komsomol tätig. Ich entsinne mich noch, mit welchem Enthusiasmus wir die Nachricht über die neue Verfassung aufnahmen. Das Recht auf Arbeit, auf Erholung und Bildung, das waren Worte, die uns in jenen Jahren ungewöhnlich froh stimmten. Sie klangen wie ein siegreiches Lied des Sozialismus. Damals haben wir besonders deutlich empfunden, daß dies alles durch die Jahre harten Kampfes um den Preis von großen Opfern errungen wurde. Ältere Arbeiter erzählten uns in jenen Tagen von der Zuchthäuslerarbeit in den kapitalistischen Fabriken. Alte Bauern sprachen von der Fronarbeit für die Kulaken und Gutsbesitzer. Diese Gespräche halfen uns, die Größe unserer Siege zu begreifen, und sie entzündeten in unseren jungen Herzen den Haß gegen jene, die versuchten, die Hand gegen unser Glück zu erheben. Wir erfuhren aus Zeitungen und durch den Rundfunk von der grandiosen Demonstration der Werktätigen auf dem Roten Platz. Gespannt hörten wir die Berichte der Delegierten des Außerordentlichen VIII. Sowjetkongresses. Das ganze Land wurde von einem großen Arbeitselan erfaßt, mancher erfüllte zwei und drei Normen, die Besten betreuten Zurückbleibende. Die Stachanow-Bewegung vereinte Millionen. Mit einem Wort, die Menschen nahmen mit Herz und Tat ihre Verfassung auf.

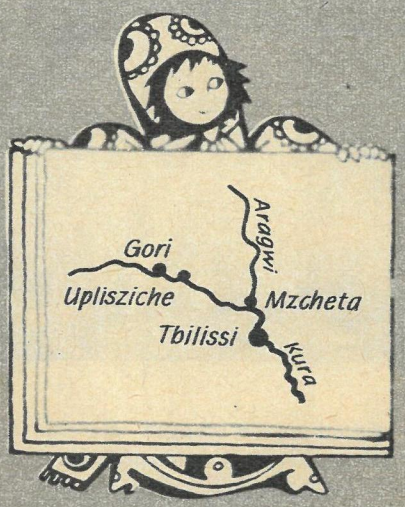
Dieser Geist revolutionärer Leidenschaft und des Optimismus beherrschte auch die Volksdiskussion, die jetzt zum Verfassungsentwurf geführt wurde. So wie vor über 40 Jahren war sie von Arbeitstaten und Arbeitssiegen begleitet. Man

Fortsetzung Seite 42

FREIE WELT

TOURISMUS

BREVIER



Mit neuen Reisezielen machte in diesem Jahr das sowjetische Reisebüro Intourist im besonderen auf die Georgische SSR aufmerksam. Neben Fahrten in die Kurorte Borshomi und Zchaltubo, in die Weinbaustadt Telawi, in das Wintersportzentrum Bakuriani und in die Gebietsstadt Gori wurde auch eine Exkursion nach

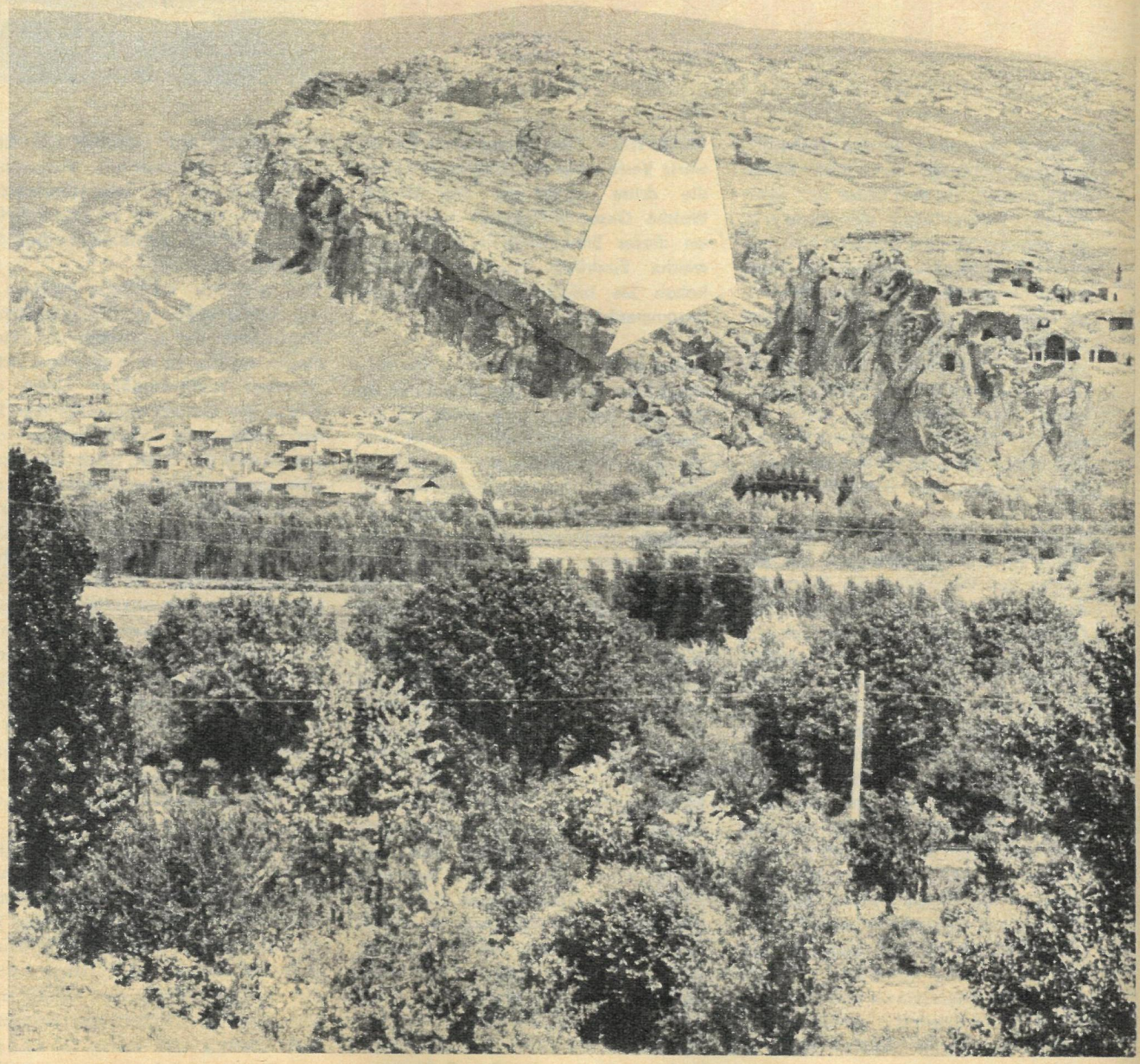
Upliszíche

in das Angebotsprogramm aufgenommen – eine Höhlenstadt, die in georgischen Chroniken als Festung aus dem 4. bis 1. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung erwähnt ist. Sie liegt am linken hohen Ufer der Kura, etwa zehn Kilometer von Gori entfernt. FREIE WELT-Reporter erkundeten für Sie den Weg dorthin, der in graue Vorzeiten führt.

Mit erhobenen Köpfen sichern ellenlange Eidechsen das Terrain, während wir den schmalen Pfad den Kermaki-Berg hinauf zur Höhlenstadt erklimmen. Für eine kleine Schar beherzter Männer war es sicher ein leichtes gewesen, Upliszíche gegen Eindringlinge zu schützen. „Die „Festung des Allerhöchsten" galt um die Zeitenwende und noch Jahrhunderte danach als unbezwingbar.

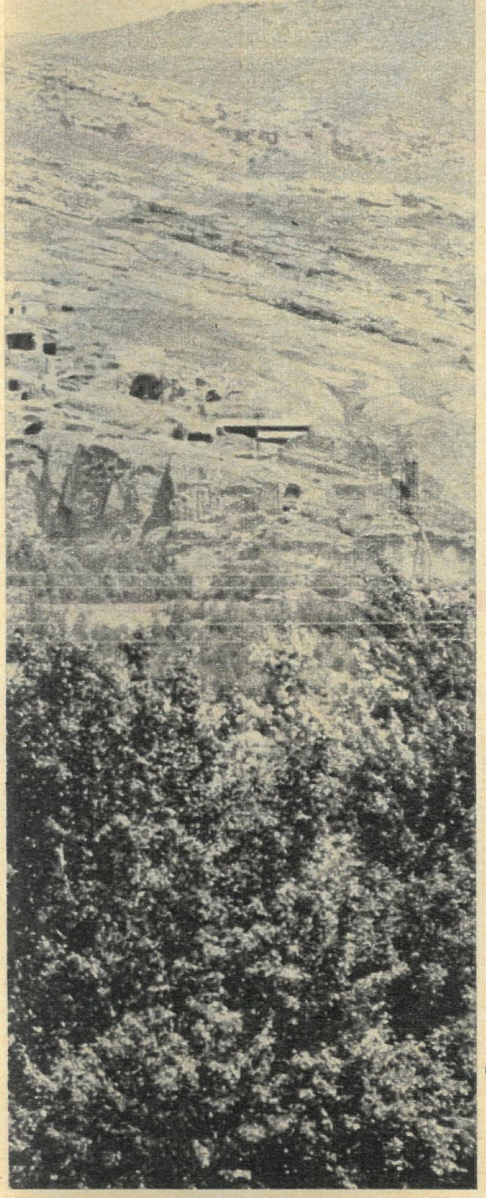
Ein leichtes unbestimmbares Sirren der Mittagshitze trägt meine Phantasie, dirigiert von angelesenen Forschungsberichten, in die einstige Hauptstadt des Iberischen Reiches, das vor zweieinhalbtausend Jahren zusammen mit der Kolchis den Staat Urartu in Georgien abgelöst hat. In Upliszíche residierte der Fürst des Reiches, das auch Kartli genannt wird; von hier aus kontrollierte er den ostgeorgischen Teil des Handelsweges, der von Indien durch die Flußniederungen der Kura und des Rioni zum Schwarzen Meer führte.

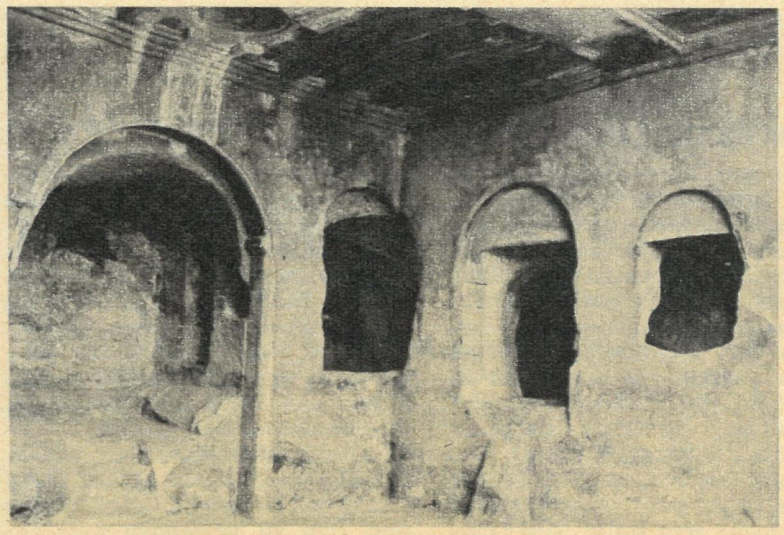
Ich folge den Eidechsen durch das antike Anwesen, das zu den inter-



essantesten Zeugnissen der Höhlenbauweise zählt: Einzelne Monolithbauten, aus dem Stein gehauen, hatten bis zu drei Etagen, besaßen Balkone und säulengetragene Vorhöfe. In anderen Wohnungen waren die Zimmer hintereinander in den Fels getrieben worden. In Nischen und Nebenräumen lagerten Vorräte und Gerätschaften, während der hinterste, dunkelste Raum als Schlafstatt diente. Treppen, Gassen und unterirdische Gänge verbinden die Höhlen zu einem geheimnisvollen Labyrinth.

Wilde Geschichten von Stammesfehden und Frauenraub kommen mir in den Sinn. Welche fremde Schöne hat hier wohl einen neuen Gemahl erkannt oder erkennen müssen. Im „Saal der Tamar“ (Foto unten rechts) verzierten Steinmetze die Decke in Form einer Holzkonstruktion mit Balken und Querstreben. Noch heute, nachdem mehrere Erdbeben große Teile der Stadt zerstörten, kann man ihre Anordnung und Ausdehnung rekonstruieren. 20 000 Einwohner lebten



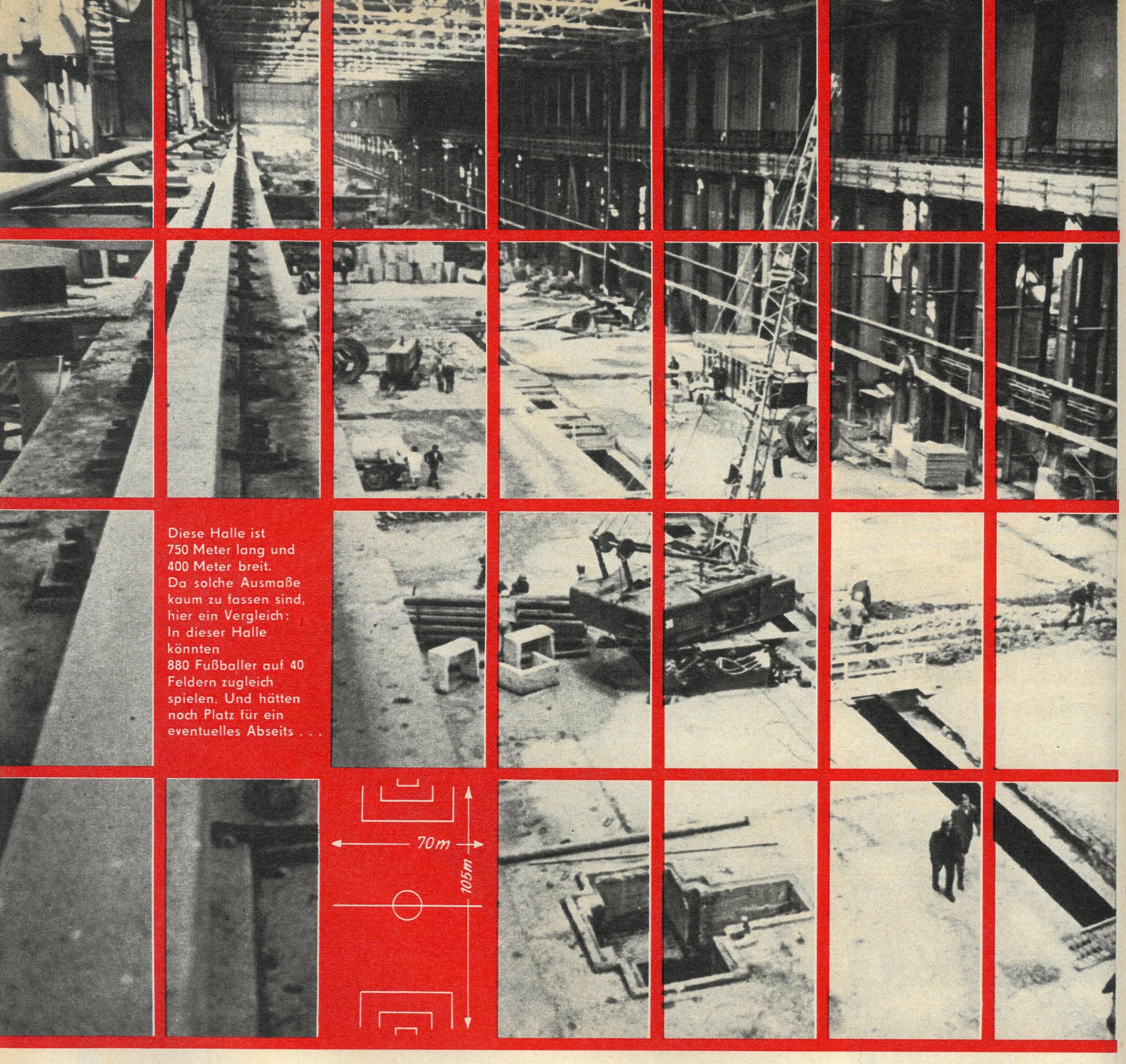


noch im Mittelalter in Uplisziche, etwa soviele wie in Nowgorod zur selben Zeit. Die Rolle der Residenz übernahm dann die Stadt Mzcheta, am Zusammenfluß von Aragwi und Kura gelegen.

Mit einer Verbeugung erweisen wir schließlich unseren lautlosen Begleitern Reverenz und machen uns an den Abstieg. Doch die zeitlose Stille währt nicht lange. Auf der Hängebrücke, über die wir das rechte Ufer der Kura wieder erreichen, kommt uns ein Kamerateam vom Spielfilmstudio aus Tbilissi entgegen. Eine neue natürliche Kulisse ist entdeckt.

Norbert Kaiser

Fotos: Volkmar Billeb; Grafik: Hille Blumfeldt/Horst Wende



Nein, nein und nochmals nein!

Da hatte ich noch einmal in Scholochows „Stillem Don" nachgelesen und mich eingestimmt auf scharlachrote Steppentulpen und silberhaarigen Wermut, auf glühende Blechdächer und staubige Straßen, auf heißen Steppenwind und verdörrtes gelbes Gras . . . und nun das:

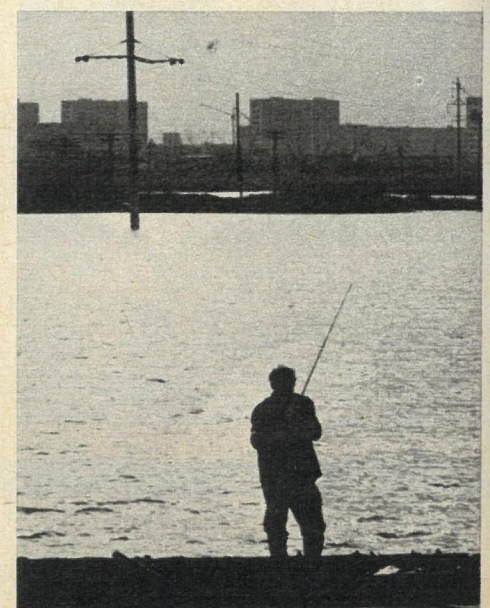
Endlos strömender Sommerregen, üppig wuchernde Frucht auf den Feldern, Schlaglöcher, deren Wasserstand die Achsen unseres Jeeps erreichte. Das sollte sie sein, die legendär trockene Donsteppe?

Geschichte einer Stadt

Es war am 27. Juli vor 27 Jahren: Unter dem hohen, weißlich flimmernden Himmel, über die rissige, bittersüß duftende Erde krochen Lastkraftwagen dahin. Die Jungen und Mädchen auf den Holzbänken hatten längst aufgehört zu singen. Mit zusammengekniffenen Augen suchten sie den Horizont ab. Irgendwo mußten sie doch auftauchen, die Markierungszeichen für die künftige Stadt!
Sie tauchten auf, mitten in der Steppe, die zwei Jahre später keine mehr sein sollte. Die Stadt nämlich war nur Begleiterscheinung: für den Bau des Zimljansker Wasserkraftwerkes, des Zimljansker Stausees, eines Meliorations- und eines Schiffahrtskanals – für das erste große Komsomolvorhaben nach dem Kriege. Dreitausend waren es, die hier bauten. An der Stadt, am Kraftwerk, an den Kanälen, am Stausee. Und an Stanizen, neue Heimat für jene Kosaken, deren Siedlungen in den Fluten des 360 Kilometer langen Stausees versinken sollten.
Viele der alteingesessenen Kosaken glaubten bis zum Schluß nicht daran, daß es möglich wäre, Wolga und Don zu verbinden und ein

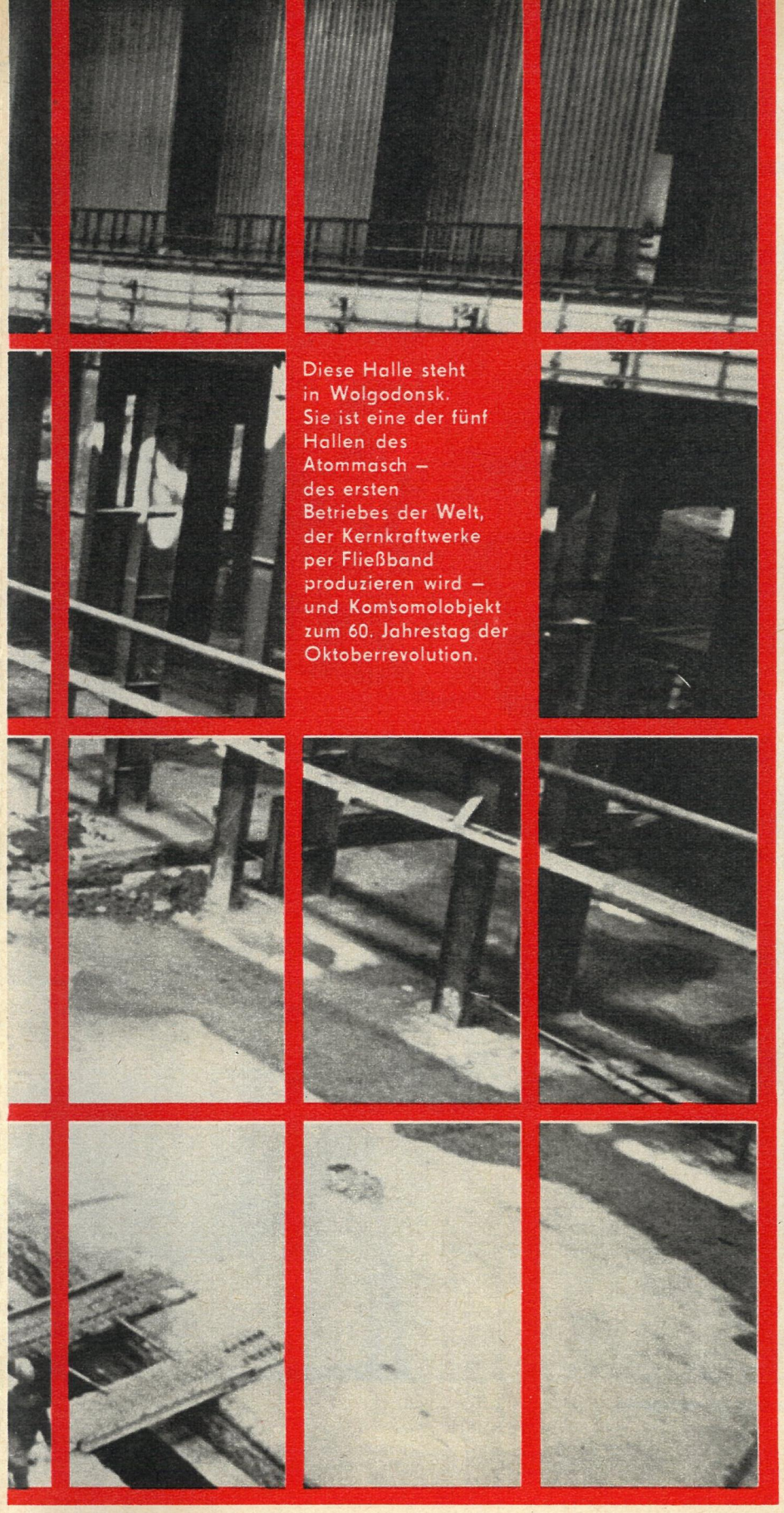
Fortsetzung Seite 22

Feierabend: am Zimljansker Stausee



Kaum zu fassen!

Ein Report von Barbara Karadshow (Text) und Detlev Steinberg (Fotos)



Diese Halle steht in Wolgodonsk. Sie ist eine der fünf Hallen des Atommasch – des ersten Betriebes der Welt, der Kernkraftwerke per Fließband produzieren wird – und Komsomolobjekt zum 60. Jahrestag der Oktoberrevolution.

Wolodja: Von seiner Matrosenuniform besitzt er nur noch die Hose, alles andere hat er verschenkt

Meer zu schaffen, das ihre Steppe mit fünf anderen Meeren vereint: dem Kaspischen, dem Weißen, dem Asowschen, dem Schwarzen und dem Baltischen. Als es aber erreicht war und von Staats wegen der Vorschlag kam, die neue Stadt Pjatimorsk (Stadt der fünf Meere) zu nennen, fanden sie, echte Lokalpatrioten: Meere gibt es so viele, daß niemand weiß, welche gemeint sind. Eine Wolga und einen Don aber gibt es nur einmal. In einer feierlichen Schrift wandten sie sich an die Regierung und baten, die Stadt, die solche Wunder vollbracht hatte, Wolgodonsk nennen zu dürfen. Was dann auch geschah.

Die uns das erzählte,
war Raissa Iwanowna Bedjuk,
Sekretärin für Agitation
und Propaganda im Stadt-
parteikomitee

Geschichte einer Liebe

Es war am 4. Juni vergangenen Jahres, als auf dem Bahnhof von Wolgodonsk ein Matrose anlandete, seinen Seesack deponierte und sich schnurstracks auf den Weg zum Komsomolkomitee machte. Dort angekommen, holte er seine Delegierung aus der Tasche, erklärte, er sei Wladimir Miroschnitschenko, 21, Genosse, habe drei Jahre bei der Marine gedient und wolle nun hier arbeiten. Fein, sagte die Kaderinstrukteurin begeistert, Leute wie dich brauchen wir, und zwar im Komsomolstab.

Noch ehe Wolodja etwas entgegnen konnte, hatte er einen Platz im Wohnheim und eine Aufgabe: verantwortlich für etliche Komsomolgruppen, die in der Stadt arbeiten.

Wolodja fühlte sich verantwortlich, füllte ganz nebenher das Anmeldeformular zum Abendstudium am Polytechnischen Institut aus, fühlte sich aber keineswegs so ausgefüllt wie erhofft. Das änderte sich genau einen Monat später. Am 4. Juli nämlich fuhr er zu einer Stukkateur-Brigade in die Gemüsekonservenfabrik. Dreißig Mädchen waren in der Brigade, das wußte er, ihr Komsomolsekretär hieß Tatjana und galt als tüchtig. Na und? Wird sich so gehören, dachte Wolodja. Was sich so gehört, hätte er dann aber fast vergessen. Denn das war Tanja: klein, große Augen, lange Haare. Lustig, offenherzig und so vertraut, als kenne er sie schon seit hundert Jahren. Am liebsten hätte er ihr noch am gleichen Tag einen Heiratsantrag gemacht.

Er tat es nicht.

Er ging und war am nächsten Abend bei ihr im Wohnheim.
Sie war nicht da.
Er ging und war am übernächsten Tag wieder im Betrieb, um sie zum Baden einzuladen.
Sie sagte zu.
An diesem Tag haben sie sich zum erstenmal geküßt.
Eine Woche später war Tanja einverstanden, Wolodja zu heiraten ... Daß es dann doch bis Ende Oktober dauerte, lag nur daran, daß die ihnen versprochene Wohnung erst Ende Oktober fertig wurde.

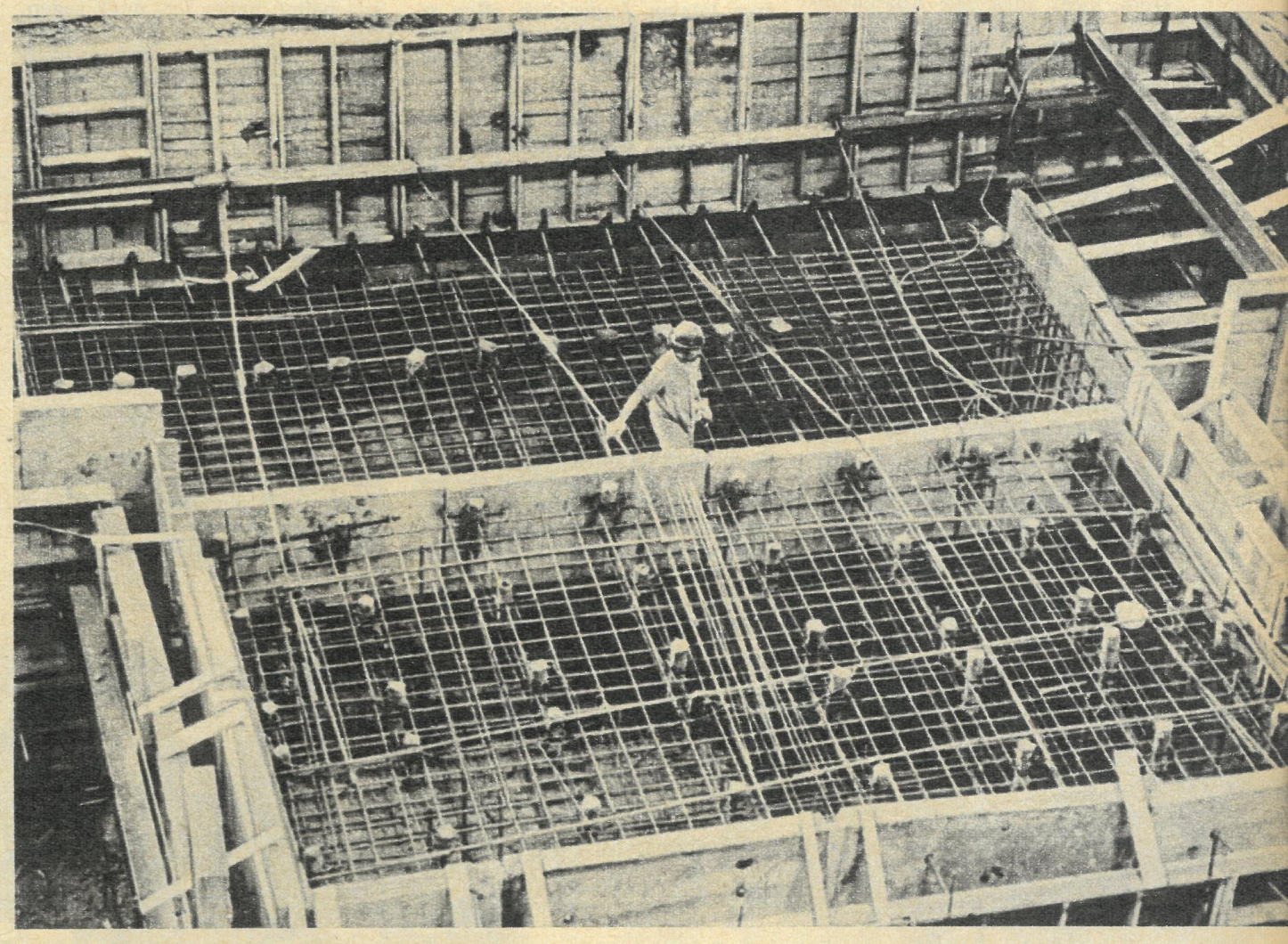
Übrigens hat Tanja ihren jetzigen Beruf hier in Wolgodonsk erhalten, zuvor war sie Näherin in ihrer Heimatstadt Kamensk. Weiter hat Wolodja erreicht, was er ursprünglich wollte – er ist Kranführer. Zusammen verdienen sie 500 Rubel. Sechs davon zahlen sie

Kaum zu fassen!

für Miete, Gas und Licht, etwa 200 für Essen und Trinken, der Rest ist für Anschaffungen.
Zwischen ihnen, auf der breiten Liege, schläft Hauskater Shenja. Aber offenbar nicht immer.
Als wir die beiden besuchten, stand, lag, saß Tanja kurz vor der Entbindung. Ob es ein Mädchen geworden ist, eine Natascha, wie sich's beide gewünscht haben? Und ob Tanja über Jahresfrist ihr Versprechen einlöst, ebenfalls zu studieren? Vielleicht erfahren wir es noch.

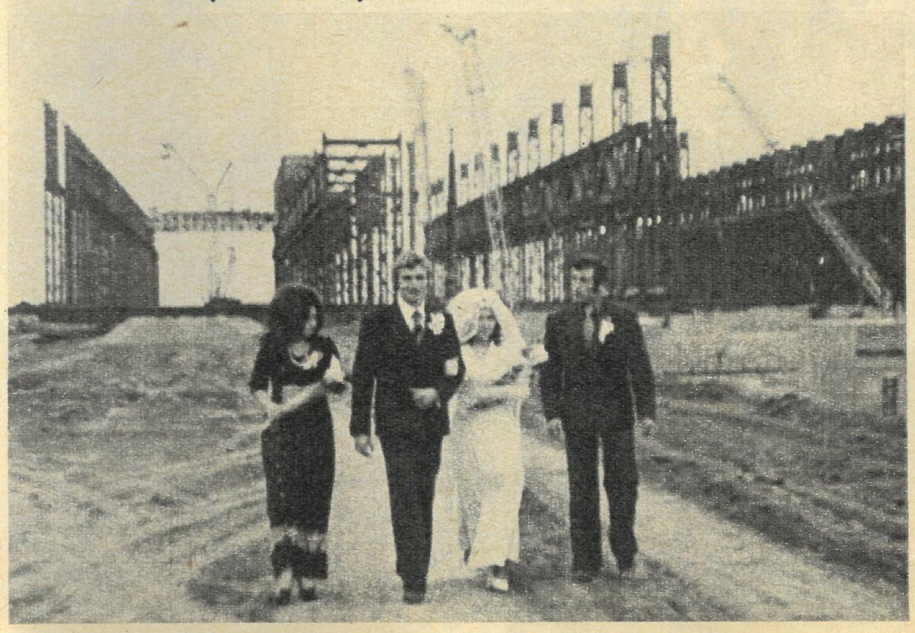
Die uns das erzählten,
waren Tatjana und Wladimir Miroschnitschenko,
Stukkateurin und Kranführer

Ende '74, eine Nachricht wie ein Lauffeuer durch die Stadt ging: Bei uns soll ein riesiges Werk gebaut werden! – Ein Werk zum Bau von Atomreaktoren für Kraftwerke! – Ein kräftiger Bevölkerungszuwachs ist zu erwarten! – Warten wir nicht, bis wir von den Ereignissen überrollt werden!



Halle 1: 20 000 bauen am Werk, 10 000 an der Stadt

29. 10. 76: Tanja und Wolodja **Foto: Privat**



Geschichte eines Werkes

Aber: Wer oder was hatte Wolodja eigentlich bewogen, seinen Seesack zu schnüren und hierher zu kommen? Und wer oder was Tanja veranlaßt, Familie, Heimatort und Nähmaschine Adieu zu sagen und Stukkateurin zu werden?
Noch einmal zurück ...
Jahre waren ins Land gegangen. Aus der ehemaligen Stadt der Bauarbeiter war eine Stadt der Chemiearbeiter geworden; auch eine Holzverarbeitungs- und Konservenfabrik gab es. 35 000 Menschen lebten jetzt in Wolgodonsk. Und sie lebten beschaulich: in weißen Häusern unter dichtem Grün, mit dem fischreichen Stausee und seinen hellen Stränden vor der Tür.
Bis eines Tages, und das war Die Stadtväter (oder waren es die Mütter?) reagierten fürsorglich: Noch ehe sich das Gerücht zum Beschluß verdichtete, warben sie Arbeiter, sondierten sie das Terrain für den Standort des Werkes, bauten sie Wohnheime. Und als am 13. Mai 1975 der Ministerrat der UdSSR den Beschluß verkündete, hier in Wolgodonsk und nirgends sonst entsteht das Atommasch, machten sich zweitausend sofort ans Werk.
Aus der Zeitschrift „OGONJOK“: „Bauplätze sehen anfangs alle gleich aus: Von Raupen und Rädern zerwühlte Erde, Baugruben und Gräben, Stapel von Betonplatten, hölzerne Laufstege zwischen Loren, Sperrholzplatten mit den Namen von Kombinaten und Verwaltungen ... Die schwierigste Zeit sind die ersten Monate,

Fortsetzung Seite 24

ist das erste Jahr, bevor sich aus dem scheinbaren Wirrwarr die Konturen der Gebäude abzuzeichnen beginnen, bis der gesamte brodelnde Platz aufhört, keinem anderen und zugleich allen anderen Bauplätzen zu ähneln ... Atommasch war solange nicht Atommasch, bis aus der Steppe die Umrisse eines hohen, langgezogenen Gebäudes wuchsen — als hinge eine leichte Metallwand über dem Horizont."

Dieses erste Gebäude war die Halle 3, Werk, Labor und Werkstatt in einem. Hier wird — unkonventionell — gefertigt, was die Halle 1, die künftige Produktionsbasis für Kernreaktoren, braucht. Nein, nicht alles. Die Ausrüstungen werden zum größten Teil angeliefert. Es gibt aber vieles, was es noch nicht gibt, nirgendwo. Eben das erfindet, testet, fertigt die Halle 3.
Zahlen:

Das Zimljansker Wasserkraftwerk, vor fünfundzwanzig Jahren Stolz des ganzen Landes, erzeugt jährlich 200 000 Kilowatt Strom. Ein einziger Reaktor wird das Fünffache produzieren — nämlich 1 Million Kilowatt im Jahr.

Ein Reaktor wiegt 324 Tonnen, mit Ummantelung 500. Vom ersten Handschlag bis zum Verlassen der Taktstraße werden pro Reaktor zweieinhalb Jahre vergehen.

Im Frühjahr '75 begannen 2000 am Werk zu bauen. Jetzt sind es 20 000. Kommen die fünftausend dazu, die schon im Betrieb arbeiten oder sich auf ihre Arbeit vorbereiten. Fehlen noch die 10 000, die an der Stadt weiterbauen.

Solche Zahlen und keine Sorgen? Sorge Nummer eins: die selbstübernommene Verpflichtung, die Halle 1 vorfristig zum 7. November, dem 60. Jahrestag der Oktoberrevolution, zu übergeben. Kein utopisches Ziel, aber auch kein leicht zu erreichendes. An seiner Erfüllung arbeiten Betriebe der Sowjetunion, stellen Werke in der Schweiz, in Italien, Frankreich, den USA, in Belgien, der BRD und der DDR Ausrüstungen her ... Um aber nicht den technischen Stand von gestern zu kaufen, sondern den von heute oder besser noch morgen, heißt es, bis zum letzten Augenblick offen zu sein für Veränderungen, Verbesserungen, Umplanungen. Auch am Bau!

Sorge Nummer zwei: Die hierher kamen (und kommen), kamen zumeist mit viel Enthusiasmus und nichts sonst. Sie kamen direkt von der Schulbank oder aus der Armee, hatten eine Delegierung des Komsomol in der Tasche (wie Tanja und Wolodja) oder auch nicht, auf jeden Fall hatten die meisten noch keinen Beruf. Da aber jede Hand gebraucht wurde und jeder eine Chance erhalten sollte, ließ man sich etwas einfallen bei Atommasch: Ein Lehrkombinat wurde errichtet, in dem dreieinhalbtausend Jugendliche in zwölf Berufen ausgebildet werden können. Und weil das nicht ausreichte, erfand man dazu die Ausbildung in der Praxis, das heißt: Einer schon eingefuchsten Brigade wurden einige Jugendliche zugeteilt; machten sie sich gut, erhielten sie innerhalb von drei Monaten eine Eintragung ins Arbeitsbuch — über Qualifikationsstufe, Lohn und Auszeichnungen. Daß dies später auch von anderen Betrieben anerkannt wird, hatte man natürlich vorher geklärt, und zwar auf höchster Ebene.

Da aber die Arbeit, wie es so schön heißt, nur das halbe Leben ist, folgt logisch Sorge Nummer drei — und ein Zitat aus der Werkzeitung „Banner der Bauarbeiter": „Zum Atommasch kam ich aus Rostow, wo ich im Werk für Landwirtschaftsmaschinenbau gearbeitet habe. Ich muß sagen, für die Erholung der Jugendlichen, die in den Wohnheimen des Rostselmasch wohnen, ist bedeutend besser gesorgt ... Im Sommer gab es auf dem Treffpunkt vor unserem Heim fast jeden Abend eine interessante Veranstaltung. Da wurden Gedichte gelesen, Mitarbeiter des Hauses der Modelle zeigten kleine Modenschauen, Musik erklang ...

Hier gibt es in der ganzen Stadt keine einzige Stätte der Begegnung. Man möchte sich doch gern kulturvoll erholen, möchte gute Musik hören, auch tanzen. Aber leider ist an den Abenden nichts dergleichen zu erleben, außer vielleicht einem auf volle Lautstärke gestellten Plattenspieler..." Solche und ähnliche Klagen sind sicher ein Grund für die Sorge Nummer vier: die Fluktuation.

Kaum zu fassen!

Freundin Nadja: tanzte auf Tanjas Hochzeit und hilft heute in der Küche

Abschied für ein Jahr: Tanja und Mädchen ihrer Brigade

Herzenswunsch: Ein Mädchen soll es werden, eine Natascha

Unterwegs: Wolodja und Komsomolsekretär Waleri. Die Wohnungspapiere waren Hochzeitsgeschenk des Komsomol

Sie ist nicht höher als auf anderen großen Baustellen, aber daß man überhaupt von ihr reden muß, ärgert die Verantwortlichen. Natürlich kann man nicht jedem, der kommt, ins Herz gucken: Kommt er wegen des „großen Geldes"? Wegen eines Pluspunktes für die Kaderakte? Wegen einer Wohnung? Oder kommt er, weil hier etwas ganz Neues, etwas Einmaliges entsteht, und weil er mit ganzer Kraft dabei sein will? Da man das vom ersten Eindruck nie wissen kann, lautet die Devise: Für alle, die bleiben, wird alles getan. Werden noch in diesem Jahr 300 000 Quadratmeter Wohnraum übergeben, wurde gerade der 20. Kindergarten eingerichtet, werden Schulen, Klubs und Jugendcafés gebaut, Geschäfte, Kantinen, Kioske. Und (vorerst nur) eine Bar, die bis zwei Uhr früh geöffnet sein wird.

Der uns das erzählte und zitierte, war Waleri Jurjewitsch Kolenkin, Komsomolsekretär des Baues

*

Stunden und Tage unterwegs auf ausgefahrenen Betonpisten, die die Spuren schwerer Baufahrzeuge wie Narben tragen. Unterwegs zwischen dem alten und dem neuen Wolgodonsk, zwischen Stadt und Werk, auf der Brücke des alten Wasserkraftwerkes und auf dem Betonfundament der neuen Riesenhalle.

Stunden und Tage voll überwältigender Eindrücke und kleiner Randnotizen:

Jeder Kindergarten in Wolgodonsk verfügt über ein Schwimmbecken. Da die Stadt rings von Wasser umgeben ist, lernen die Kleinen mit drei Jahren schwimmen.

Wolgodonsk, das neue, war alkoholfrei geplant. Und tatsächlich gibt es in den Lebensmittelgeschäften weder Sekt noch Schnaps noch Wein. So etwas bekommt man in den Cafés, wo man allerdings kaum Platz bekommt.

Überraschung im Stadtparteikomitee: In der Ausstellung „Wolgodonsk gestern, heute, morgen" entdecken wir das Foto eines Hochzeitspaares. Es sind Tanja und Wolodja, die am Bau der Halle 1 Blumen niedergelegt haben – getreu einer noch jungen Wolgodonsker Tradition.

Aussprüche – bezogen auf ...

– ganze Brigaden, die ihren Brigadieren nach Wolgodonsk gefolgt sind: Wo die Nadel hingeht, dahin geht auch der Zwirn

– auf den Ehrgeiz der Bauleute: Jede junge Generation will ihre Spuren hinterlassen. Die Spuren der Bauleute sind ihre Bauten

– auf die Arbeit beim Atommasch: Mittelmäßig zu sein ist unmöglich. Man darf nur sehr gut sein oder ausgezeichnet

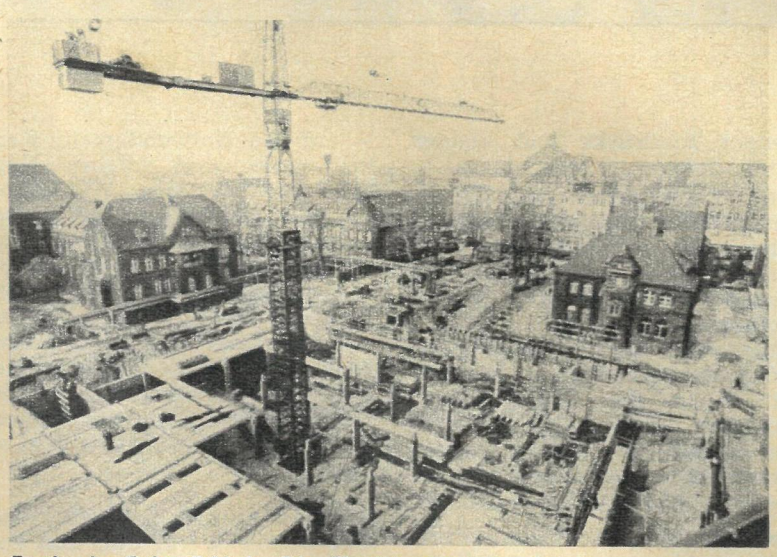
– auf die Sauberkeit der Stadt: Gegen den Bauschmutz haben wir vorerst eine Niederlage erlitten. Aber wir werden sie nicht hinnehmen!

– auf die Notwendigkeit, Kernkraftwerke und folglich Kernreaktoren zu bauen: Wir werden uns nur dann dynamisch weiterentwickeln, wenn wir Lenins Erkenntnis treu bleiben – Kommunismus, das ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung ... Dazu müssen wir energisch alle energetischen Ressourcen der Erde, des Wassers und der Wissenschaft nutzen. Einen Bereich auszuklammern hieße dem Fortschritt Fesseln anlegen.

Stunden und Tage Werk, Stadt und wieder Werk. Und nun endlich Steppe. Wir sind hinausgefahren mit dem Jeep, ohne den wir sicher schon am ersten Tag steckengeblieben wären (sind diesmal auch steckengeblieben, aber Viktor, unser Fahrer, lehnte stolz die Hilfe eines Lkw-Fahrers ab, schaffte es wirklich selbst), haben die Felder zurückgelassen und erst haltgemacht, als unbekannte Düfte die Nase kitzelten. Tulpen gab es nicht mehr, ihre Zeit war vorüber. Dafür Gräser, lang und seidig, fremde Kräuter. Und hier, in der durch Menschenhand grüngrünen Steppe, begriff ich endlich, warum die Wolgodonsker ihr Werk mit einem Vogel vergleichen. Wie Riesenschwingen zeichnen sich die hohen türkisfarbenen Leichtmetallwände gegen Himmel und Erde ab.

Zu allem, was man von diesem Werk sagen kann, gehört auch noch das: Es ist schön.

„Mein Beruf ließ mich in viele Höhen und Tiefen menschlicher Schicksale blicken, in Glück und Unglück." Dieser Satz steht im ersten Kapitel der Autobiographie des Mitglieds der Akademie der Wissenschaften der DDR und korrespondierenden Mitglieds der Akademie der Medizinischen Wissenschaften der UdSSR, Professor Helmut Kraatz. Als Dekan der Medizinischen Fakultäten und Direktor der Universitäts-Frauenkliniken in Halle und Berlin war er entscheidend am Aufbau und an der Profilierung unseres Gesundheitswesens beteiligt. „Zwischen Klinik und Hörsaal" nannte Professor Helmut Kraatz seine Memoiren, die FREIE WELT auszugsweise mit Genehmigung des Verlages der Nation veröffentlicht.



Frucht der Beharrlichkeit: Die Charité wird rekonstruiert.

Kammerjäger gegen Geheimrat

Im April 1945 holte man mich vom Volkssturm in ein Haus an der Charlottenburger Brücke. Dort lag der Stab eines „Bataillons ohne Soldaten". Ich sollte an Ort und Stelle die ärztliche Versorgung eines Restes der berüchtigten Armee Wenck übernehmen. Diese Maßnahme begriff ich nicht, denn hier stand mir höchstens ein Feldbesteck aus meiner Studentenzeit zur Verfügung, während in der Klinik im Bunker gerade ein Lazarett mit begrenzten, aber immerhin operativen Behandlungsmöglichkeiten eingerichtet wurde. Hier war ich ohne Hilfe, ohne großes Instrumentarium, ohne genügend Verbandstoffe, ohne Narkosemöglichkeiten, Assistenten und Schwestern. Das erklärte ich dem Hauptmann, der mich befohlen hatte. Außerdem hätte ich bemerkt, daß die Batterien auf dem Zoobunker nach allen Richtungen schössen, wir also umzingelt seien, wo denn da noch Ersatz herkommen könne.

Er legte das als Obstruktion aus. Darauf erwiderte ich: „Ich finde mich an jedem Ort zur Hilfe bereit und habe mich noch nie geweigert, als Arzt meine Pflichten zu erfüllen. Aber das möchte ich möglichst sinnvoll tun."

Er ging mit seinem Adjutanten wütend aus dem Raum. Diesem Adjutanten verdanke ich den glimpflichen Ausgang der Auseinandersetzung. Nach kurzer Zeit kam der Hauptmann zurück und verkündete, er lasse meine Argumente gelten. Ich konnte in die Klinik zurück, blieb aber unter seiner Befehlsgewalt. Zwei Tage später holte mich ein Kurier während eines Artillerieüberfalls auf die Gegend der Weidendammer Brücke. Es war ein Augenblick zum Testamentmachen. Ich tat es nicht.

Inferno

In Begleitung eines treuen Gehilfen aus dem technischen Bereich der Klinik, der mich nicht allein gehen lassen wollte, nutzte ich eine Feuerpause und kam mit ihm zunächst bis zur Friedrichstraße. Überall lagen Tote zwischen den Trümmern der Häuser. Eine verwundete Krankenschwester, ich vermutete einen Lungensteckschuß, lieferte ich in der Verbandstelle Bahnhof Friedrichstraße ab.

Dann schlugen wir uns über die damalige Dorotheenstraße, jetzige Clara-Zetkin-Straße, bis zur Ecke Wilhelmstraße, der heutigen Otto-Grotewohl-Straße, durch. Vor einem Bomberpulk suchten wir im Heeresarchiv Schutz, um dann, als die Luft rein war, Richtung Reichstag weiter vorzudringen.

Dort befand sich eine SS-Einheit. Einige Männner zogen uns in einen Hausflur, weil im Reichstag eine Granate die lagernde Infanteriemunition in die Luft gejagt hatte. Das ergab ein beachtliches Feuerwerk. Als auch dieser Feuerzauber nachließ, erreichten wir den Reichstag. Da war der Teufel los. Die Lessingbrücke sollte jeden Augenblick in die Luft fliegen. Auf das Feld zwischen Reichstag und Kroll-Gebäude legte die Artillerie Sperrfeuer. In Hakensprüngen rannten wir über die Kraterlandschaft und bogen in die Charlottenburger Chaussee ein. Hier herrschte Ruhe, als hätten wir eine Grenze zwischen „Krieg und Frieden" überschritten. Unglaublich, unvorstellbar, aber wahr. Trupps waren dabei, die Bäume am Straßenrand zu fällen, um – wie ich später hörte – für Hanna Reitsch (faschistische Testfliegerin – d. Red.) Startmöglichkeiten während der Räumung des Führerbunkers zu schaffen.

Die Sonne schien. Ich sah Berliner ihre Hunde ausführen. Kein Schuß, kein Einschlag, keine Toten.

Mein Auftrag lautete, in einer Dependance des Moabiter Krankenhauses einen Hauptverbandplatz einzurichten. Einige Pfleger, Schwestern, die aus dem Luftwaffenlazarett in Tempelhof geflüchtet waren, warteten auf ihren Einsatz. Es bestanden also einigermaßen die Voraussetzungen für die Versorgung von Verwundeten. Bald zeigte sich allerdings, daß wir in der Hauptkampflinie lagen. Ein SA-Führer, der uns am nächsten Morgen inspizierte, kam kurz danach im direkten Beschuß durch einen sowjetischen Panzer um. Ich habe den Panzer sehen können. Wir räumten den Verbandplatz. Ein Teil der Schwesterngruppe blieb zurück. Mit den schwerer Verwundeten und dem Rest der Sanitäter überquerten wir die zur Sprengung vorbereitete Borsigbrücke und blieben für eine Nacht im Keller einer unversehrten Schule. Dann begab ich mich auf die Suche nach einer geeigneten neuen Wirkungsstätte und fand sie im Restaurant „Tiergartenquelle" in einem Stadtbahnbogen. Die Wirtin, eine tapfere und hilfsbereite Frau, ihre Tochter, der Harfenist der Staatsoper, ein höherer juristischer Verwaltungsbeamter, ein Pathologe und seine Frau, die alle in der Nähe wohnten, trafen hier zusammen. Außerdem eine Küchenkraft, über die noch zu reden sein wird.

Die benachbarten Stadtbahnbögen dienten als Betten- und Liegestation, einer als Leichenkeller. Ich hatte keine Hilfe außer den Genannten, praktisch alles Laien. Der Pathologe steuerte zwar etwas aus seinem Instrumentarium bei, war aber ein kranker, gebrochener Mann, auf den ich nicht zählen konnte. Hinter einem notdürftig hergerichteten Bretterverschlag, der mich vor den Granatsplittern der unaufhörlich einschlagenden Salven der „Stalinorgeln" schützte, versuchte ich Tag und Nacht, mit meinem Feldbesteck zu retten, was an Leben zu retten war. Wenn ich überdenke, wie ich dort Hirn- und Bauchverletzte operierte, Amputationen durchführte, Soldaten, Männer und Frauen, alle durcheinander, ohne Rücksicht auf die Normen hygienischer und aseptischer Behandlungsgrundsätze, immer nur mit dem Allerwichtigsten versorgte, frage ich mich, wie es so oft gut gehen konnte.

Ich danke noch heute allen, die um

mich waren und mir die Arbeit zu erleichtern suchten. Sie bewährten sich als Assistenten, Sanitäter, Pfleger in Schnellausbildung, fütterten mich im Stehen mit Beefsteaks aus Pferdefleisch, holten alle Vorräte der Gastwirtschaft aus dem Keller und brachten uns so über die Runden.
Eichenlaubträger, die noch am Tag zuvor bei Hitler gewesen waren, fragten mich, ob ich wüßte, wo die sowjetischen Truppen stünden. Der Adjutant des Stabes deckte mich mit kleinen Kognakfläschchen aus Reklamebeständen ein, „falls mir etwas zustoßen sollte". Eine Verwirrung ohnegleichen.
Als ich drei Tage, Tag und Nacht, nur mit einer Küchenschürze als Operationskittel bekleidet, gearbeitet hatte, war ich total überspannt. Ich sah mich neben mir selber stehen und fragte mich, was hat das für einen Sinn? Ist nicht alles vergebens?
Es war nicht vergebens. Ich machte meine Inspektionsgänge zu dem Stadtbahnbogen, in dem die Verwundeten lagen. Nur eine Rotkreuzbinde am Arm wies mich als Arzt aus. Überall auf den Dächern saßen sowjetische Scharfschützen. Doch niemand schoß auf mich.
In diesen letzten Tagen des Krieges kam ich überhaupt nicht mehr aus dem Verbandplatz heraus. Ich sah nur die Verwundeten und nahm kaum wahr, was um mich herum geschah. Sowjetische Truppen besetzten unsere Straße, und sowjetische Offiziere begannen, mich zu beobachten. Ich merkte nichts. Erst als auf meinem Operationstisch deutsche und sowjetische Soldaten nacheinander, so wie es sich gerade ergab, lagen, erst als nicht mehr geschossen wurde, kam mir zu Bewußtsein: Hier ist der Krieg zu Ende, du hast das Inferno lebend überstanden. Es dämmerte ein Morgen ...

Das Verhör

Am Abend des 3. Mai 1945 kam ein sowjetischer Offizier mit einem ausgezeichneten Dolmetscher und — ich dachte, ich sähe nicht recht — jener Küchenkraft, von der ich schon berichtete. Sie war eine „dienstverpflichtete" Russin. Lächelnd gab sie mir eine Tafel Schokolade.
Dann begann ein Verhör. Der Offizier wollte wissen, woher ich käme, was ich sei, wo Hitler, Himmler, Göring, wo SS-Angehörige und NSDAP-Funktionäre wären. Ich erklärte, ausschließlich zur ärztlichen Hilfe gerufen worden zu sein und die Bewohner dieser Gegend gar nicht zu kennen. Also könne ich ihm auch nichts sagen. Auf die wiederholt und mit wachsender Intensität gestellten Fragen vermochte ich immer nur das gleiche zu antworten. Schließlich — schon ärgerlich — beschwor ich ihn, er möge endlich einsehen, daß ich wirklich keine anderen Auskünfte geben könne; im übrigen hielte ich nichts von Denunziation.
Hatte er Verständnis für meine Zwangslage, Achtung vor meiner Haltung oder billigte er sie nicht, weil sie gar zu leicht auch politischen Verbrechern hätte zugute kommen können? Es trat eine Pause ein. Ich dachte: Das war unklug, nun ist er eingeschnappt.
Irrtum. Er schwieg. Darauf ich: „Jetzt habe ich eine Frage. Würden Sie mir antworten?" Seine Stimmung schien besser als befürchtet. Der Dolmetscher forderte mich auf: „Bitte sprechen Sie!" Ich wies auf meine eigentliche Tätigkeit als Dozent an der Universitäts-Frauenklinik hin und erkundigte mich, ob ich an meine Arbeitsstelle zurückkehren dürfe. Er erwiderte: „Sobald Sie die Verwundeten alle versorgt und untergebracht haben." Ich versicherte, das sei für mich selbstverständlich.
Da erhob er sich, sagte „charascho" und ging davon. Ein weiteres Mal sah ich ihn nicht. Am Verhalten der sowjetischen Soldaten und Sergeanten zeigte sich, daß man mir fortan absolutes Vertrauen schenkte. Sie baten auch um ärztliche Hilfe. Meine Helfer und ich genossen ihren Schutz.

Mit den letzten Verwundeten, die ich in der eigenen und in der Chirurgischen Klinik unterbrachte, verließ ich den Verbandplatz auf einem pferdebespannten Leiterwagen, fuhr vorbei an Bergen von Schutt und Trümmern, vorbei am Reichstag und am Brandenburger Tor, zur vertrauten Wirkungsstätte zurück.

Achtung und Würde

Dieses Erlebnis, die erste Berührung mit sowjetischen Soldaten und Offizieren, wurde zur Zäsur. Vordem in hoffnungsloser Lage auf dem Verbandplatz, ohne Hilfe, von allen abgeschnitten, lastete die Verantwortung allein auf mir. Immer quälte mich der Gedanke, was geschieht, wenn die letzten Vorräte zu Ende gehen, wenn ich die Verwundeten und Helfer denen als gnadenlose Rächer verschrienen Soldaten ausliefern muß? Sprengen sie uns in die Luft oder verschleppen sie uns nach Sibirien? Wer sich den Streß jener Tage, die Fülle der Gerüchte und falschen Vorstellungen, das sinnlose Sterben unschuldiger Männer, Frauen und Kinder, dieses ganze materielle und geistige Trümmerfeld einer untergehenden Epoche vergegenwärtigen kann, wird verstehen, wieviel dieses Erleben in mir veränderte und was es für mich bedeutete.
In dieser Stunde habe ich mir gelobt, sollte ich davonkommen, alles in meinen Kräften Stehende zu tun, um die Wiederholung einer solchen Katastrophe zu verhindern. Ich wollte helfen! Keineswegs aus devoter Haltung gegenüber dem Sieger, sondern mit Würde und Vertrauen auf Gerechtigkeit, in gemeinsamer Achtung vor den Leistungen aller guten, nicht schuldbeladenen Menschen, im Interesse unserer Völker.

Ehrlichkeit

Diese Haltung bewahrte ich, zeigte sie auch später, wenn ich mit höheren sowjetischen Dienststellen verhandelte. Sie sollten Zutrauen in die Ehrlichkeit meiner Ansichten fassen. Darum vermied ich Lippenbekenntnisse, uneingeschränktes Lob, wenn es nicht aus dem Herzen kam, kritisierte kräftig, wo es mir angebracht schien. Andererseits zögerte ich nie, besseren Argumenten zu folgen, sie anzuerkennen und gebührend zu würdigen.
Als mein Lehrer Stoeckel mit mir und dem Verwaltungsdirektor der Klinik das erste Mal vor dem sowjetischen General Kotikow stand, um Hilfe für die Klinik zu erbitten, erschrak ich zunächst über die vermeintlich frostige Atmosphäre.
Der General sagte: „Ich werde in den letzten Tagen bestürmt von Bittgängern der Kirchen, der Krankenhäuser und der Kinderheime. Bevor wir uns setzen, lassen Sie mich Ihnen erklären, daß ich nur für die Kinder etwas übrig habe."
Ich erwiderte: „Herr General, Sie vergessen, daß wir eine geburtshilfliche Klinik vertreten. Noch kleinere Kinder als dort gibt es nicht."
Er fing an zu lachen: „Das lasse ich gelten, nehmen Sie Platz. Was wünschen Sie?"
Ein paar Tage später besuchten zwei sowjetische Offiziere unsere Klinik. Sie sollten als Kommission überprüfen, ob unsere Forderungen nach Baumaterial, Farbe und Putzmitteln berechtigt seien. Sie begannen, unseren Dolmetscher zu beschimpfen, einen Herrn von galizischem Adel, den das Schicksal nach Berlin verschlagen hatte. Er half uns in den ersten Jahren nach Kriegsende uneigennützig, und wir verdankten ihm viel. Was die Offiziere ihm sagten, konnte ich nicht verstehen, merkte aber am Tonfall, daß es sich um ziemlich massive Angriffe handelte. Unser Dolmetscher sank geradezu in die Knie und wurde kleiner und kleiner. Ich vermutete genügend Deutschkenntnisse bei den Vertretern der Besatzungsmacht und fragte in ihrer Gegenwart unwirsch: „Was ist los? Die beschimpfen Sie doch!"
Stotternd brachte er hervor, die Herren fänden das Treppengeländer nicht blank, die Treppen nicht sauber genug.
Ich: „Wozu lassen Sie sich das vorwerfen? Um das festzustellen, ist die Kommission doch hier. Hoffentlich werden unsere Bitten nach entsprechenden Putzmitteln und Farbe nun erfüllt." Auch in diesem Fall zeigten sich die beiden Oberste versöhnt. Wir bekamen, was wir brauchten.
Auf der wissenschaftlichen Ebene verhielt ich mich nicht anders. Überall, wo erwartet, gab ich meine Bereitschaft zu uneingeschränkter Zusammenarbeit zu erkennen und versuchte gleichermaßen, meine Meinung zur Geltung zu bringen — in der Medizinischen Akademie in Moskau, auf großen internationalen Kongressen, bei Verhandlungen und Vertragsabschlüssen, im persönlichen Gespräch. Die Quittung: volles Verständnis, persönliche Freundschaften und schließlich die Ernennung zum korrespondierenden Mitglied der Medizinischen Akademie in Moskau, worauf ich sehr stolz bin.

Schwerer Anfang

In den letzten Kriegstagen waren der älteste Teil der Klinik, das ehemalige Haupt- und Eingangsgebäude sowie das Direktorenwohnhaus in der alten Artilleriestraße vom Feuer vernichtet worden.
Ein Häuflein Menschen, durch Tod und Flucht arg dezimiert, hauste verängstigt im Bunker der Monbijoustraße. Der Chef, Walter Stoeckel, lag krank in einem notdürftig für ihn und seine Frau hergerichteten Bunker.
Zwei Mitarbeiter, beide wissenschaftlich ausgewiesen, der eine zum bedeutendsten Nachwuchs überhaupt zählend, hatten infolge eines tragischen Irrtums den Tod gefunden.
Es gab keine Beleuchtung außer „Hindenburg-Kerzen", ähnlich den heute in Teewärmern gebräuchlichen flachen Lichtern, keinen Strom, kaum zu essen. Alle waren ohne Hoffnung, nur froh, am Leben zu sein. Aber was sollte aus diesem Leben werden?
Sechzig Prozent der Klinik lagen in Trümmern. Vierzig Prozent hatten so schweren Schaden genommen, daß keiner darin wirken konnte. Wir führten unsere Arbeit nur im Bunker behelfsmäßig weiter.
Kurz nach den ersten Spähtrupps der Roten Armee war ein Sanitäts-Stabsoffizier in den Bunker eingedrungen, hatte Walter Stoeckel, hocherfreut, ihn lebend anzutreffen, die Hand geküßt und seiner Begleitung zugerufen: „Großer Mann, großer Lehrer!"
Ein Lichtblick. Aber wie konnte der Offizier in seiner Situation — Frontsoldat, der auch er war — schon weiterhelfen? Wir mußten selber anpacken. Die Alternative hieß: Auseinanderlaufen und die Stätte, die uns nicht nur beruflich ans Herz gewachsen war, ihrem Schicksal zu überlassen oder zu versuchen, mit Tatkraft und Einfallsreichtum zu retten, was möglich war. Das hieß bei Null anfangen, um für die vielen Frauen, die auf ärztliche Hilfe warteten, ein gutes Werk zu tun. Der Entschluß konnte nur lauten: Wiederaufbau. Dazu mußten die Übriggebliebenen auf Gedeih und Verderb zusammenhalten, ihrem Leben wieder einen Sinn geben.
Niemand konnte sagen, ob es je gelänge. Stoeckel — er war damals fünfundsiebzig Jahre — antwortete auf meinen Vorschlag: „Gott erhalte Ihnen Ihren Glauben, probieren Sie es. Wenn ich wieder aufstehen kann, werde ich kommen und sehen, was Sie erreicht haben."
Wir erreichten es.
Später dachte ich jedesmal, wenn Zweifel am Vorwärtskommen den Mut zum Handeln zu ersticken drohten, an den Mai 1945 zurück. Das half. Vielleicht kann ein Gedanke an den schweren Anfang auch denen helfen, die ihn nicht erlebt haben oder als Nachgeborene das Glück hatten, ähnliches nicht mitmachen zu müssen. Plagt sie Ungeduld, weil ihnen manches beim Aufbau zu

Fortsetzung auf Seite 44

Blaß, unausgeschlafen und fassungslos kehrten die Boten im Morgengrauen zurück. Ausgesandt von den Wortführern ihrer Fraktionen, Petrograds Proletariern geplante Protestmärsche auszureden, hatten die menschewistischen und sozialrevolutionären Hinterbänkler des I. Allrussischen Sowjetkongresses in dieser Juninacht ihr Waterloo erlebt. Der Rapport der Enttäuschten erschöpfte sich in Variationen über ein einziges Thema: „Die Arbeiter vertrauen nur noch den Bolschewiki . . .“

Wem sonst sollten sie vertrauen? Etwa Zereteli, der im Sowjet die großen Reden schwang? Im Frühling, als die Illusionen noch wucherten, fragte ihn ein vorlauter Deputierter, was er denn dauernd mit den bürgerlichen Ministern zu telefonieren habe. Der menschewistische Revolutionsheld antwortete: „Die Herren haben doch meine Telefonnummer – was soll ich denn machen, wenn sie mich anrufen?“ Ein Zwischenrufer wußte Rat: „Den Hörer auflegen.“ Zereteli aber konnte dem läutenden Telefon nicht widerstehen, und so brachte er es schließlich sogar zum Minister für Post und Telegrafie. Die Quittung bekam seine Partei frei Haus: auf lächerliche 23 000 Stimmen schmolz ihr Anhang bei der Septemberwahl zur Petrograder Stadtduma.

Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß sich die drei Rotgardisten, während sie da im kühlen Oktober an ihrem kleinen Feuer das große Feuer der Revolution bewachten, den Kopf über Wahlresultate zerbrachen. Sie taten, was der Klassenkampf forderte. Im Frühjahr liefen sie vielleicht noch Zereteli nach. Im Sommer marschierten sie schon unter bolschewistischen Losungen. Nach Kornilows Putsch zerrissen sie ihre alten Parteibücher, wie es auf der Wassili-Insel, Petrograds menschewistischer Bastion, geschah, die fast geschlossen zu den Bolschewiki übertrat. Im Oktober machten sie ihre Revolution.

Für ängstliche Pedanten, die fünfzig Prozent aller Wählerstimmen plus eine verlangten, bevor sie auf die Barrikaden stiegen, hatte Lenin nur Spott übrig. Aber als sie das Winterpalais stürmten, besaßen die Bolschewiki, wohin man auch schaute im Land, tatsächlich mehr als fünfzig Prozent plus eine Stimme: die Mehrheit in den Sowjets von Petrograd, Moskau und nahezu allen anderen größeren Städten, in der Moskauer Garnison 14 000 von 17 000 Stimmen. Bei den Moskauer Dumawahlen – und da ging alles zu den Urnen, was Beine hatte: vom letzten Kleinbürger bis zu den ganz feinen Leuten – entschieden sich im Juli 58 Prozent für die Sozialrevolutionäre und nur 11 Prozent für Lenins Partei, im Oktober, noch vor der Revolution, schrumpften die Sozialrevolutionäre auf 14 Prozent zusammen, die Bolschewiki kletterten auf 51 Prozent. Aber selbstverständlich hinderten auch diese 51 Prozent Zereteli und Kompagnons, die sonst den Stimmzettel anbeteten, nicht daran, im Oktober zu zetern – und ihre Nachfahren haben es immer noch nicht aufgegeben –, eine unbefugte Minderheit habe die Macht an sich gerissen. Im August, als Kerenski seine dritte Koalition zusammenbastelte, hielten sie noch die Radikaldemokraten und die Volkssozialisten für regierungsfähig, die nach Ansicht eines intimen Kenners der Szene „alle zusammen in eine Straßenbahn gepaßt hätten“.

Richtig ist, daß die Bolschewiki im Oktober 1917 kaum mehr als 250 000 eingeschriebene Mitglieder zählten. Aber Millionen folgten ihnen. Warum? „Die Bolschewiki arbeiteten hartnäckig und ohne aufzuatmen“, schrieb damals ein Augenzeuge der Oktobertage, Menschewik, aber nicht vollends mit Blindheit geschlagen. „Sie waren mitten unter den Massen, an den Werkbänken, täglich, ununterbrochen . . . Die Masse lebte und atmete mit den Bolschewiki.“ Das war ihr ganzes Geheimnis. Außerdem besaßen sie eine Eigenart, die sie von allen anderen Parteien unterschied: Sie hielten, was sie versprachen.

Sechzig Jahre nach jenen Oktobertagen, die die Welt von damals erschütterten und die Welt von heute noch immer und immer von neuem bewegen, zeichnet FREIE WELT mit einer Folge historischer Fotos – ohne eine lückenlose Chronologie anzustreben – ein Bild der russischen Szene in den Monaten zwischen Februar und Oktober 1917.

Text: Jürgen Jessel
Foto: Jewgeni Chaldej

Das Geheimnis der Prozente

UND WINTERPALAIS ★ ZWISCHEN SMOLNY ★

Der Mann des Jahrhunderts

Seine Lehren erschüttern die Welt noch heute. Bürgerliche Ideologen kommen an ihm nicht vorbei und ziehen aus, Lenins Wirken umzudeuten und zu verfälschen.

Als die Ereignisse des Oktober 1917 und Lenins Name allen in den Ohren klangen, war die bürgerliche Welt aufgeschreckt, und ihre geistigen Stützen waren ratlos. Das Geschehen hatte sie überrumpelt. Ihnen erging es wie einem englischen Diplomaten, der noch am 25. Oktober (nach dem alten Kalender) in der Früh aus Moskau nach London kabelte, daß alle Gerüchte um eine bevorstehende Revolution Unsinn seien. Als das Kabel auf dem Wege war, dröhnte der Schuß der „Aurora".

Legende vom Antichristen

Die fehlenden Einsichten in die Vorgeschichte und die Gesetzmäßigkeiten einer Revolution und die Ahnung, daß mit der Oktoberrevolution die Legende vom unsterblichen Kapitalismus zu Grabe getragen wurde, gaben dem aufkeimenden Antisowjetismus Nahrung, die sich vorerst aus Gerüchten, Greuelpropaganda, Lüge und konterrevolutionärer Siegesgewißheit zusammensetzte. Allein eine amerikanische Zeitung brachte es von 1917 bis zum Beginn der zwanziger Jahre auf mehr als neunzig Weissagungen des Untergangs Sowjetrußlands und des Bankrotts der Leninschen Politik.

Mit der zunehmenden Gewißheit, daß die russische Revolution untilgbar war, kamen Propagandamethoden in Einsatz, von denen man glaubte, daß sie in der eigenen Öffentlichkeit Furcht und Schrecken vor revolutionärer Weltveränderung verbreiten werden. Der dolchbewehrte bluttriefende Bolschewik, die Mär von der kollektivierten Frau, Rühr- und Greuelreportagen und anderes mehr wurden zur handwerklichen Standardausrüstung antisowjetischer Manipulation. Lenin avancierte zum Oberteufel, dessen rötlicher Bart und schmale Tatarenaugen schon anzeigten, woher er aufgestiegen wäre. Mit der Ausdeutung des „Antichristen" wurden gewissenlos naiv-religiöse Gemüter belastet. Diese Legende der Leninschen Persönlichkeit ist bis heute nicht aus der Welt. „Es war, als ob der Dämon der Zerstörung sich aus seinen Abgründen erhoben hätte und über den Häuptern der behexten Jünger schwebte." Diese Notiz stammt aus den „Aachener Nachrichten" von 1970.

Heute hört man auch andere Töne. Lenin sei ein „großer Revolutionär" gewesen, seine Prinzipien hätten die Marxisten in der Folgezeit jedoch konserviert. Es wäre an der Zeit, Lenin neu zu interpretieren.

Lenin habe Marx falsch ausgelegt, meinen einige und beziehen sich auf Karl Kautsky, einem Theoretiker der Sozialdemokratie. Dieser zog insbesondere gegen die Formel von der Diktatur des Proletariats ins Feld. Er unterschlug buchstäblich alles, was Marx über die Diktatur des Proletariats als Form des sozialistischen Demokratie geschrieben hatte, und unterstellte Lenin, er habe sich „rechtzeitig des *Wörtchens*" (wörtlich bei Kautsky — d. Verf.) von der Diktatur des Proletariats erinnert und mit dieser Waffe die „demokratische Richtung" im Sozialismus (Kautsky meint die Menschewiki — d. Verf.) niedergeschmettert. Lenins Hohn über diese „kapitale Dummheit oder recht ungeschickte Gaunerei" ist nur zu verständlich. Marx sagte eindeutig (und das nicht vereinzelt): „Zwischen der kapitalistischen und der kommunistischen Gesellschaft liegt die Periode der revolutionären Umwandlung der einen in die andere. Der entspricht auch eine politische Übergangsperiode, deren Staat nichts anderes sein kann als die revolutionäre Diktatur des Proletariats." Diktatur und Demokratie sind keine Gegensätze, denn die bürgerliche wie auch die sozialistische Demokratie üben eine Diktatur aus: die eine gegen die Mehrheit des Volkes, die andere gegen die Minderheit der Ausbeuter.

Politik verdirbt den Philosophen

Den Marxismus konnten bürgerliche Ideologen nicht rundum in Frage stellen, ohne ihren geistigen Kredit zu verspielen und sich um die Einflußnahme auf die Arbeiterbewegung zu bringen. Es blieb dem CDU-Mann Philipp von Bismarck vorbehalten, in memoriam auf Ludwig Erhard, den Schöpfer der „sozialen Marktwirtschaft", festzustellen, daß Erhard der Marx des 20. Jahrhunderts gewesen sei, „mit dem entscheidenden Unterschied, daß Marx sich irrte, Erhard aber recht behielt". Worin Erhard recht behielt, verschweigt er. Und worin irrte Marx? Angesichts der Krise und all ihrer Folgeerscheinungen, die Marx dem Kapitalismus als ständige Begleiterin vorausgesagt hat, entbehrt selbst diese Ignoranz nicht der humorigen Seite: Zur Würdigung Erhards fiel Marxens Name, was ja wohl eine ungewollte Verbeugung vor dem Begründer der wissenschaftlichen proletarischen Weltanschauung ist.

Auf diese schlüpfrige Ebene begeben sich die meisten „Marxologen" nicht. Sie fanden und finden viele lobende Worte, behaupten, auf den Schultern von Marx zu stehen, und vergeben ihm die theoretische Begründung des Klassenkampfes, der Diktatur des Proletariats und andere wesentliche Details des wissenschaftlichen Kommunismus als philosophische Irrtümer, zumindest jedoch als unergiebige Zeitäußerungen. Marx wird von ihnen als „Philosoph" apostrophiert, im Gegensatz zu Lenin. „Der Ansatzpunkt des Marxismus war philosophisch, der des Leninismus politisch", meint der westdeutsche Sozialwissenschaftler G. Bartsch in seiner Broschüre „Kommunismus, Sozialismus und Karl Marx". Diese feinsinnige Unterscheidung scheint der volkstüm-

lichen Vorstellung, Politik verderbe den Charakter, Rechnung getragen zu haben, auf jeden Fall der gängigen bürgerlichen Entgegensetzung von Philosophie und Politik. Denn Marx wurde von seinen zeitgenössischen Widersachern gerade wegen seines politischen Engagements – als Redakteur, als Gründungsmitglied der I. Internationale, als Streiter gegen den Anarchismus Bakunins in der Arbeiterbewegung, als scharfer Kritiker sozialdemokratischer Programme – angegriffen. Selbst in seinen Frühschriften, die viele „Neomarxisten" gern als das Werk des „eigentlichen" Philosophen gegen den „alten" Marx bemühen, wird eindeutig von der Theorie gesprochen, die zur materiellen Gewalt wird, sobald sie die Massen ergreift. Es bedarf keiner Hunderte Quellenhinweise, um deutlich zu machen, daß der Marxismus-Leninismus die Einheit von revolutionärer Philosophie und Politik darstellt.

Ein russischer Marxismus?

Um die Arbeiterbewegung des Westens zu desorganisieren, bemühen sich bürgerliche Ideologen, den Leninismus als Entgegensetzung zur „kritischen Philosophie" von Marx darzustellen. Marx habe Westeuropa im Auge gehabt, der Leninismus dagegen sei „nur auf dem Boden Rußlands" gewachsen.

Fritz Rediger, ein bürgerlicher Ideologe, meint, Lenin habe dem Marxismus „auf die zeit- und umständebedingten Gegebenheiten des Rußland von 1917 zurechtgestutzt. Leninismus ist nicht ohne weiteres deckungsgleich mit Marxismus, allenfalls eine Spielart des Marxismus".

Marx schien diese „Kritiker" vorausgeahnt zu haben. Im Vorwort zur I. Auflage des „Kapital" schreibt er: „Was ich in diesem Werk zu erforschen habe, ist die kapitalistische Produktionsweise und die ihr entsprechenden Produktions- und Verkehrsverhältnisse. Ihre klassische Stätte ist bis jetzt England. Dies ist der Grund, warum es zur Hauptillustration meiner theoretischen Entwicklung dient. Sollte jedoch der deutsche Leser pharisäisch die Achseln zucken über die Zustände der englischen Industrie- und Ackerbauarbeiter oder sich optimistisch dabei beruhigen, daß in Deutschland die Sachen noch lange nicht so schlimm stehen, so muß ich ihm zurufen: de te fabula narratur (über dich wird hier berichtet)." Und weiter meint Marx: „An und für sich handelt es sich nicht um den höheren oder niedrigeren Entwicklungsgrad der gesellschaftlichen Antagonismen, welche aus den Naturgesetzen der kapitalistischen Produktion entspringen. Es handelt sich um diese Gesetze selbst ..." Das ist eindeutig: Allgemeine Gesetze der kapitalistischen Produktionsverhältnisse sind *nicht* auf ein Land beschränkt. Der unterschiedliche Entwicklungsstand des russischen Kapitalismus im Vergleich zu Deutschland, England oder Frankreich hat keinen eigenen „russischen Marxismus" hervorgebracht, denn die allgemeinen Gesetze, unter denen sich der Imperialismus in Rußland durchsetzte, waren dieselben wie in Westeuropa. Lenin hat Marxens wissenschaftliche Theorien über den Kapitalismus schöpferisch auf die Epoche des Imperialismus angewandt, und von dieser Arbeit kann man ebenso sagen: de te fabula narratur.

Revolution oder Verschwörung

Die Große Sozialistische Oktoberrevolution wird von bürgerlichen Theoretikern als interne russische Methode der Bolschewiki deklariert, mit der ökonomischen und politischen Misere im eigenen Land fertig zu werden. Schnell fügt man noch hinzu, daß es viele mögliche Wege gegeben hätte, doch die Bolschewiki erwiesen sich als die beste „organisierte, disziplinierte, verschwörerische und revolutionäre Partei" (Zbigniew Brzezinski, außenpolitischer Berater des US-Präsidenten), die es durch Gewalt und Terror geschafft hat, andere Alternativen auszuschalten. Diese Staatsstreich-Theorie ist nicht neu. Doch ihre Befürworter können bis heute nicht auf die Frage antworten, warum zum Beispiel die konterrevolutionäre ukrainische Rada, die buntscheckigen Kosakenhetmans, die kaukasischen Nationalisten ihre Positionen im Gegensatz zu den Bolschewiki nicht zu halten imstande waren? Sie hatten Waffen, Geld, ausländische Unterstützung. Und dennoch mußten sie den Krieg verlieren. Denn sie hatten das Volk nicht hinter sich. Da aber bürgerliche Theoretiker die tiefe Wechselwirkung von Partei und Volksmassen, die eine Voraussetzung jeglicher siegreicher Revolution ist, nicht begreifen, stempeln sie Lenin zum „erfolgreichsten Verschwörer der Geschichte" und glauben sich damit jeder ernsthaften Antwort enthoben.

Alexander Solschenizyn unterstellt Lenin in seinem jüngsten Werk „Lenin in Zürich" die Absicht, er hätte den ersten Weltkrieg in einen *Bürgerkrieg* umwandeln wollen, „und zwar in einen unerbittlich grausamen ... Noch mehr: Jeder, der nicht für den Bürgerkrieg ist, ist ein Verräter!"

In Wirklichkeit jedoch lehnte Lenin jegliches revolutionäre Abenteurertum ab, und in der Auseinandersetzung mit Trotzki schrieb er: „Vielleicht sind die Verfasser der Meinung, die Interessen der internationalen Revolution erforderten es, daß man sie *anpeitscht* und daß nur der Krieg ein solches Anpeitschen sein kann, auf keinen Fall der Frieden ... Eine solche ‚Theorie' wäre ein völliger Bruch mit dem Marxismus, denn dieser hat stets das ‚Anpeitschen' von Revolutionen abgelehnt, die sich in dem Maße entwickeln, wie die Klassengegensätze, die Revolutionen hervorrufen, immer größere Stärke gewinnen." Der Krieg ist für Marxisten keineswegs der Vater aller Dinge.

Lenin war allerdings der Ansicht, daß der imperialistische Krieg das demoralisierte Rußland an den Rand des Abgrundes geführt und alle seine Schwächen derartig entblößt hat, daß es zum Sturz reif war. Die bürgerlich-demokratische Revolution stand auf der Tagesordnung, die in eine sozialistische überführt werden sollte. Der Bürgerkrieg jedoch wurde dem jungen, aus vielen Wunden blutenden Rußland durch die Intervention und Konterrevolution aufgezwungen.

Krieg oder Koexistenz

Der Versuch, den Leninismus als eine kriegerische Alternative zum friedliebenden Abendland zu deuten, ist durchsichtig. Die von Lenin konzipierte Politik der friedlichen Koexistenz wird zur taktischen Variante einer auf Weltherrschaft besessenen Gesellschaft umgemodelt. A. C. Springer hat auf einer Zusammenkunft prominenter Entspannungsgegner diese Theorie ausgebaut und sich zum Fürsprecher imperialistischer Kritik an der Politik der friedlichen Koexistenz gemacht. Er sprach für alle Entspannungsgegner, einerlei, von welcher Position sie kommen, ob von „links" oder rechts, ob sie ihr Credo plump antikommunistisch oder mit sprachlicher Noblesse vortragen.

Lenin kam schon 1915 zu der Schlußfolgerung, „daß der Sieg des Sozialismus zunächst in wenigen kapitalistischen Ländern oder sogar in einem einzeln genommenen Lande möglich ist". Das Nebeneinander sozialistischer und kapitalistischer Staaten würde somit typisch werden und müßte zu Regelungen führen, die einen Krieg ausschließen. Die notwendigen Auseinandersetzungen würden sich auf den Gebieten der Ökonomie, Politik und Ideologie abspielen. Die Erarbeitung der Prinzipien der friedlichen Koexistenz im Zusammenleben zweier antagonistischer Gesellschaftsordnungen war keineswegs taktischer Natur, sondern die einzige Möglichkeit, im Zeitalter des revolutionären Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus einen katastrophalen Weltbrand auszuschließen. Der Außenminister des Sowjetstaates, Tschitscherin, umriß 1920 dieses Konzept: „Wir wollen, daß man uns nicht daran hindert, uns so zu entwickeln, wie wir wollen; wir wollen im Frieden unsere neue sozialistische Gesellschaft aufbauen. Wir tragen weder unsere Ordnung noch unsere Macht auf Bajonetten weiter ... Wir wollen den Frieden, die Verständigung, aber eine wirkliche Verständigung, die beiden Seiten bei gleichen Bedingungen Vorteile bietet. Unsere Losung war und bleibt dieselbe: Friedliche Koexistenz mit den anderen Regierungen, wie diese auch sein mögen."

Aus den ersten Jahren der Sowjetmacht gibt es viele Aussagen Lenins und seiner Mitarbeiter, die eines deutlich beweisen: Nicht die Angst vor dem Imperialismus diktierte der Sowjetregierung die Politik der friedlichen Koexistenz auf, sondern das dem Sozialismus innewohnende Prinzip, den Frieden und die Verständigung zu suchen. Die Entspannungsgegner wollen den Quellpunkt dieser Politik treffen. So datiert Springer „Aussprüche" von Lenin in diese frühen Jahre. So zum Beispiel: „Sie (die Kapitalisten) werden uns das Material und das technische Wissen liefern, das uns fehlt. Sie werden unsere Rüstungsindustrie wieder aufbauen, die wir benötigen für unsere zukünftigen, siegreichen Angriffe auf unsere Versorger." Natürlich ist dieses Zitat eine bewußte Fälschung. Lenin hat sich so nie geäußert. Aber sie stützt eine Legende: Die Sowjetunion bedürfe des technischen Wissens aus dem Westen, um schließlich mit Hilfe dieses Fremdwissens die Welt mit Krieg zu überziehen. Zur Lüge gesellt sich die Arroganz. Aus dieser resultiert auch die These, der Sieg im zweiten Weltkrieg sei nur den Waffen westlicher Alliierter zu danken, obgleich alle Fakten dagegen sprechen; in dieses Denkschema gehört aber auch der Justizmord an den Rosenbergs, weil man der Öffentlichkeit die Lüge schuldig glaubte, die Kommunisten könnten nur durch Spionage das Geheimnis der Atomwaffe gelöst haben. Die diese Märchen kolportieren, wollen im Grunde nichts weiter, als alle Brücken der Entspannungspolitik, zu der auch die für alle Seiten vorteilhaften Wirtschaftsbeziehungen, der Austausch von wissenschaftlichen Kenntnissen und die rationelle Nutzung der internationalen Arbeitsteilung gehören, niederreißen.

Die Köchin und der Staat

Die Oktoberrevolution und die Schaffung des Sowjetstaates haben die bürgerliche Demokratieauffassung erschüttert. Einer, der sich betroffen fühlt, der SPD-Vorsitzende Brandt, sagte: „Lenins Antwort ... führte bis zu dem heute grotesk anmutenden Punkt, daß er sagte, man müsse dahin kommen, daß jede Köchin eben auch in die Regierung eintreten kann." Selbst als bewußte Zuspitzung ist diese Vereinfachung untragbar, denn Lenin äußerte: „Wir sind keine Utopisten. Wir wissen: Nicht jeder ungelernte Arbeiter und jede Köchin sind imstande, sofort an der Verwaltung des Staates mitzuwirken." Er forderte jedoch den sofortigen Bruch mit dem Vorurteil, daß nur die Privilegierten, die Reichen, den Staat verwalten könnten. Im Gegensatz zur bürgerlichen formalen Demokratie, die eine gewissenhafte Arbeitsteilung von oben und unten einhält, plädierte Lenin für die Erziehung des Arbeiters und Bauern (auch der Köchin) zur Befähigung, einen Staat zu leiten. Er hatte von Beginn an den Entwicklungsprozeß im Auge, die Entwicklung des Sowjetstaates zur vollen Demokratie der Werktätigen als auch die Erziehung des Arbeiters (und der Köchin) zur staatstragenden und -lenkenden Kraft. Die Sowjets der Arbeiter- und Bauerndeputierten waren eine solche Schule. Über 50 Prozent der Deputierten des Obersten Sowjets sind heute Arbeiter und Kolchosbauern.

★

Die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft in ihrer monopolkapitalistischen Daseinsweise, die bürgerliche Demokratie als schönen Schein einer auf Profit gestellten Welt aufgedeckt zu haben, ist Lenins theoretisches Verdienst. Die Begründung der Notwendigkeit einer sozialistischen Revolution und ihre Verwirklichung hat dem Selbstbewußtsein einer Welt, die ihre Existenz als Endpunkt eines „natürlichen" Entwicklungsprozesses nahm, den Todesstoß versetzt. Die erste siegreiche sozialistische Revolution leitete die Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus ein. Lenins Lebenswerk zu diffamieren, ist der untaugliche Versuch, diese Entwicklung aufzuhalten.

Text: Hans Bergmann; Foto: Archiv

Kalenderblätter

aus sowjetischen Tageskalendern, durch FREIE WELT ergänzt

Vor 60 Jahren:

25. 10. 1917 – Bildung des Revolutionären Militärkomitees in Petrograd als Stab des bewaffneten Aufstandes.

26. 10. 1917 – Abschluß des Kongresses der Sowjets der Nordgebiete Rußlands, der den bolschewistischen Resolutionen über die Machtergreifung zustimmt.

29. 10. 1917 – Erweiterte Sitzung des ZK der Bolschewiki. Annahme einer Resolution Lenins über den bewaffeten Aufstand. Wahl eines Militär-Parteizentrums zur politischen Leitung des Aufstandes.

1. 11. 1917 – Gesamtrussische Konferenz der Fabrikkomitees fordert Übernahme der Macht durch die Sowjets.

5. 11. 1917 – Die Provisorische Regierung beschließt militärische Aktionen gegen die Partei der Bolschewiki und die Sowjets in Petrograd.

6. 11. 1917 – GROSSE SOZIALISTISCHE OKTOBERREVOLUTION – Das ZK der Bolschewiki faßt konkrete Beschlüsse über den bewaffneten Aufstand – Der Aufstandsaufruf erscheint – Das Revolutionäre Kriegskomitee gibt an alle revolutionären Einheiten den Befehl, die Provisorische Regierung zu entmachten, zu verhaften und die Macht an die Sowjets zu übergeben – Spätabends trifft W. I. Lenin im Smolny ein, um selbst die Leitung des bewaffneten Aufstandes zu übernehmen.

Gravüren von W. Noskow zu dem Buch „Großer Oktober"

---

24. Oktober – Internationaler Tag der Vereinten Nationen

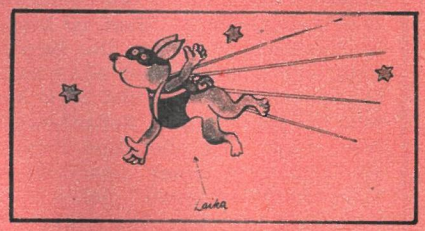
29. Oktober – 59. Gründungstag des Leninschen Kommunistischen Jugendverbandes der UdSSR (Komsomol)

30. Oktober – Tag der Kraftfahrer

Zitate von gestern und heute

„Man bedenke, wie wir jetzt vor den deutschen Revolutionären dastehen. Sie können uns sagen: Wir haben nur Liebknecht, der offen zur Revolution aufgerufen hat. Ihr russischen Sozialisten, ... ihr habt in den Sowjets beider Hauptstädte gesiegt. Ja, wir würden wirkliche Verräter an der Internationale sein, wenn wir einen solchen Ruf der deutschen Revolutionäre nur mit Resolutionen beantworten würden." (W. I. Lenin an die Genossen Bolschewiki, die am Sowjetkongreß des Nordgebietes teilnehmen.)

„Bereits zur Zeit der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution wurde der Bruderbund zwischen der Jugend unserer Länder begründet. Die Teilnehmer des Gründungskongresses der ‚Freien Sozialistischen Jugend' sandten am 27. Oktober 1918 folgendes Telegramm an die sowjetischen Genossen: ‚Die deutsche Jugend, die in Berlin um ihren Liebknecht versammelt ist, grüßt die russischen Genossen und erklärt, daß sie bereit ist, ihrem ruhmreichen Beispiel folgen.'" (aus: Erich Honecker. Zur Jugendpolitik der SED. Reden und Aufsätze von 1945 bis zur Gegenwart. In diesen Wochen im Verlag Neues Leben, Berlin, erschienen.)



Ein kleines Denkmal für Laika ... 20 Jahre nach ihrem Flug in den Weltraum am 3. November 1957 ... schuf Manfred Bofinger mit seiner Zeichnung für das Kinderbuch ROTER PLATZ UND RINGSHERUM von Uwe Kant, erschienen im Kinderbuchverlag Berlin.

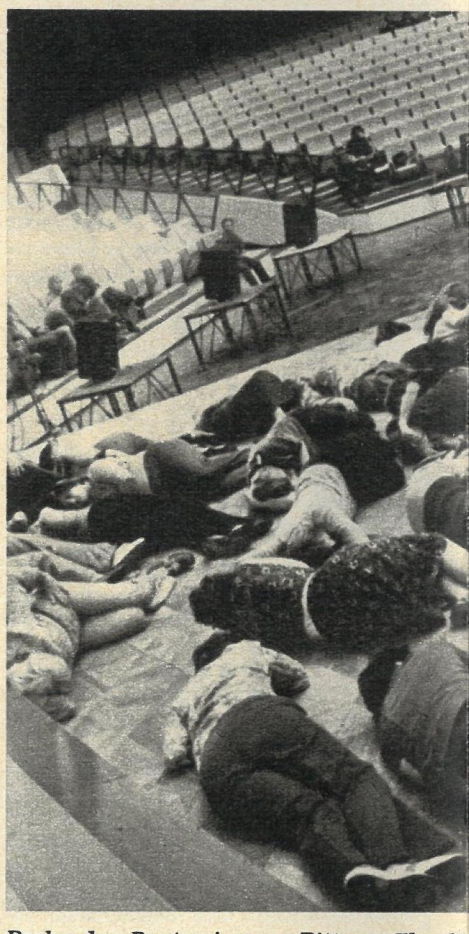
Übersetzung: Adeline Rinas
Zusammenstellung:
Klaus Pockrandt

24. 10.–6. 11. 1977

Das große Spiel:

Politik ist auch vergnüglich! Das soll auf eintausendzweihundert Quadratmeter Bühne 3800 Zuschauern pro Abend bewiesen werden mit Pantomime, Ballett, Gesang, Film, Artistik und Zirkus voller Tempo ohne Pause in der „Roten Revue". Ort des Spektakels: der Palast der Republik. Ein Haus der politischen Entscheidungen, der Geselligkeit und Kunst scheint dem Chefregisseur Hans-Diether Meves nach eigenen Worten gerade gut und besonders geeignet, dem Publikum neue Einsichten, neue Blickpunkte auf äußerst unterhaltsame Art zu vermitteln. Der Anlaß ist gegeben, dieses Stück geballter Geschichte – wie John Reed sein Buch „10 Tage, die die Welt erschütterten" nannte – zum 60. Jahrestag des Roten Oktober als geballtes Theater darzubieten. Das Erlebnismosaik des Kommunisten, Amerikaners und Reporters Reed darstellbar zu machen, probierte vor Jahren Regisseur Juri Ljubimow in Moskau. In diesen Wochen inszenierte er es auch in Havanna.

Hans-Diether Meves und sein Regiekollektiv nahmen Ljubimows kleine Schauspielfassung als Ausgangspunkt eigener Konzeption für ein großes Spiel im Raum der drei Dimensionen des Arenasaals und



Probe der Pantomimen: „Bitteres Elend"

Diplomatengeflüster: Man darf's den Bolschewiki nicht erlauben ...

seiner einzigartigen Technik. Darüber nachdenken hieß Besinnung auf revolutionäre deutsche Theaterarbeit in den zwanziger Jahren und anknüpfen an fast vergessene Tradition der politischen Revue wie Piscators „Roter Rummel". Umdenken hieß es für die zwanzig Schauspieler von vielen Berliner Bühnen und des Fernsehens. Sie treten in sechzig Rollen auf und mußten eine völlig neue Spielweise finden. „Anders als im gewohnten Theater braucht man hier Sprache und Gestik ähnlich der von Zirkusclowns", sagt Werner Dissel vom Berliner Ensemble, Spieler in fünf Rollen. Den insgesamt sechshundert Mitwirkenden – Professionellen und Laien – aus fast allen Bereichen der Kunst macht dieses außergewöhnliche technische wie künstlerische

ROTE REVUE

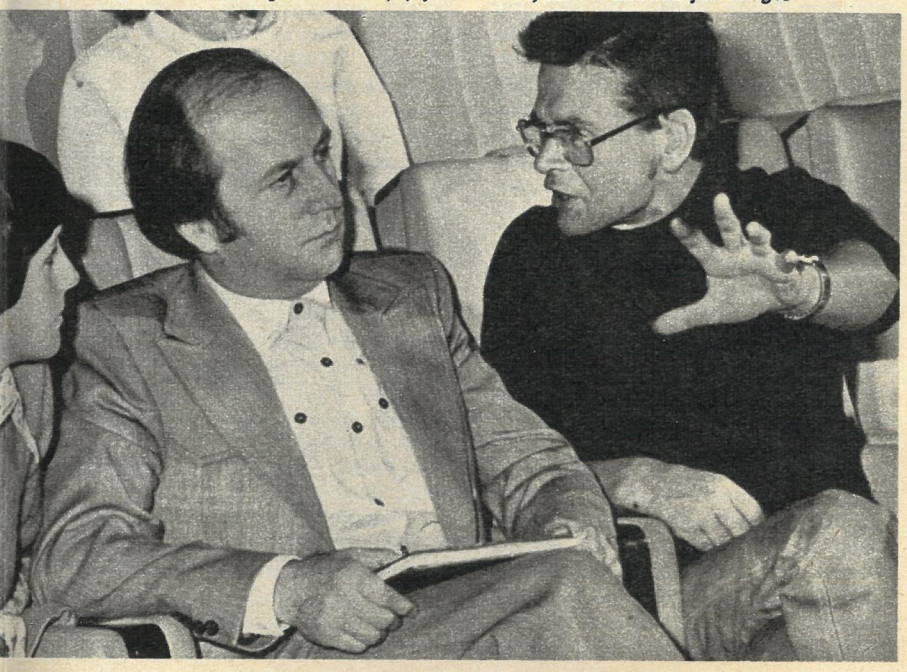
Experiment Spaß, trotz harter Arbeit noch viele Tage und Nächte bis zur Premiere am 28. Oktober.

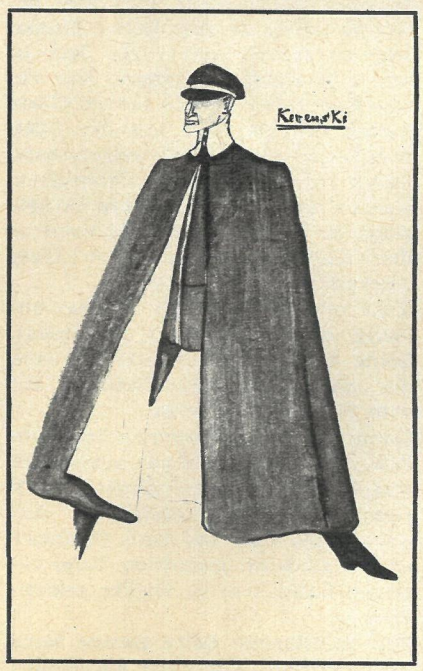
Für Lampenfieber hat jetzt noch niemand Zeit, meint Meves in einer Probenpause, da der Ton einschlagender Granaten verstummt ist, die Girls und Geiger von der Bühne sind und die Soldaten auch. Entspannung, Beratung im Inszenierungskollektiv, auch Befriedigung. Sie funktioniert, diese deutsch-sowjetische Gemeinschaftsarbeit: Das sowjetische Tanz- und Gesangsensemble Eberswalde wird in der Roten Revue mitwirken, und Mosfilm-Studio Moskau greift in seinen Fundus, schickt den größten Teil der mehr als achthundert benötigten historisch echten Kostüme und Requisiten nach Berlin, begleitet von Kostümbildnerin Elena Mechanowskaja und mehreren Mitarbeitern.

Griff in den Fundus von Mosfilm

249 Soldatenmützen	100 Patronengurte
60 Gamaschen	200 Patronentaschen
145 russische Kopftücher	30 Soldatenrucksäcke
	30 Orden
103 Paar Strohschuhe	200 Gewehre mit Bajonetten
103 Paar russische Filzstiefel	5 Maschinengewehre „Maxim"
21 Paar Galoschen	20 Säbel
148 Soldatenmäntel	
264 Hosen	

Tonangebend: Henry Krtschil (l.) für Musik, H.-D. Meves für Regie





Figurinen zu Reed und Kerenski

Und nicht nur im Großen Saal wird dann was los sein, in allen Etagen ist Volksfest im Palast der Republik — wir haben schließlich Grund zu lachen.

Ursula Weil

Fotos: PdR, Hirschfeld Figurinen: Voeltzke

HASSO LAUDON

EIN PLATZ BLIEB FREI

Nach einer wahren Begebenheit von Tengis Djibuti und Semjon Apt

Er schien alt wie die Berge hinter der See, und sein Gesicht war wie die Rinde der Bäume, deren gefällte Stämme er noch immer schälte mit dem Starrsinn alter Männer, die keine Ruhe finden, weil Ruhe ihnen soviel ist wie Sterben. Im Kolchos hatte man sich mit ihm abgefunden. Und wenn er mitten in der Arbeit die Axt niederlegte und hinüberwanderte zum Meeresufer, wo er oft stundenlang selbstvergessen saß, blickte ihm niemand mehr nach. Nur die Kinder kamen und ließen sich von ihm Rindenboote schnitzen. Keiner schnitzte Rindenboote so wie er.

Mancher im Kolchos hob hinter seinem Rücken vielsagend den Zeigefinger an die Stirn, aber nicht spöttisch, eher mitleidig, bedauernd, denn vor zwanzig Jahren noch war der Alte trotz seines Holzbeines, das er sich nach dem Krieg zugelegt hatte, der beste Fischer im Dorf gewesen.

Er hat einen Pakt mit dem Meer, hatten sie einander zugeflüstert, die alten Weiber, die — das war ihnen nicht auszutreiben — noch immer eine übernatürliche Erklärung zur Hand hatten, wenn sie etwas nicht begriffen oder nicht begreifen wollten.

Er war eben ein Sonderling, dieser Atusbej, daran hatte man sich gewöhnt im Laufe der Jahre. Einmal war es seinetwegen sogar fast zu einem Skandal gekommen. Nur ein oder zwei Jahre lag das zurück. Gäste hatten sich angesagt, aus der DDR, Mitglieder einer Fischereigenossenschaft von einem dieser vielen Seen, die sie dort rings um ihre Hauptstadt haben, so jedenfalls hatte es der Kolchosvorsitzende vor ihrer Ankunft erklärt.

Tage vorher schon war Atusbej unruhig durch das Dorf gewandert. Seine Axt hatte unbenutzt in einem der zu entrindenden Stämme auf dem Holzplatz gesteckt.

Dann waren sie gekommen. In einem Bus. Atusbej hatte etwas abseits gestanden und jeden einzelnen kritisch gemustert beim Aussteigen. Am Abend, als man auf dem Dorfplatz an der reichlich gedeckten Tafel gegessen hatte, war er wieder gekommen.

Der Vorsitzende hatte gerade seine Rede beendet. Man hatte angestoßen auf die Freundschaft, auf einen guten Fischfang im nächsten Jahr, da war Atusbej an den Tisch gehumpelt und hatte jedem der Gäste ins Gesicht geblickt, wortlos, prüfend, als suche er sich an etwas zu erinnern, das er nur in einem dieser Gesichter finden konnte. An der Tafel war es still geworden, und auf einigen Gesichtern begann sich bereits Unsicherheit auszubreiten.

Das ist unser Atusbej, hatte der Vorsitzende überlaut und mit unwilligem Blick auf den Alten gerufen, einer der besten Fischer in unserem Dorf. Setz dich zu uns, Atusbej!

Wortlos hatte der Alte sich an die Tafel gesetzt, und wortlos war er dort sitzengeblieben. Den ganzen Abend lang. Nur seinen Blick hatte er immer wieder einmal über die fremden Gesichter streichen lassen. Und trotz der Gläser, die man zahlreich und immer wieder von neuem gefüllt zum Toast erhob, hatte die rechte Fröhlichkeit nicht wieder aufkommen wollen.

Atusbej schien sich der Unruhe, die er verbreitet hatte, nicht einmal bewußt zu sein. Im Gegenteil. Es kam in den nächsten Wochen und Monaten sogar vor, daß er seinen Sohn fragte, ob nicht bald wieder Gäste kämen, deutsche Gäste.

Vielleicht, sagte der Sohn, und Atusbej ging von nun an mit einer Art mißtrauischer Aufmerksamkeit durch das Dorf, fürchtend, man könnte die Gäste hinter seinem Rükken empfangen.

Aber der Sommer kam und schickte sich wieder an zu gehen, das Dunkelgrün der Bergsockel färbte sich schon wieder von neuem ins Rostrot hinüber, doch dem Bus entstiegen wie eh und je nur die Frauen, die ihre Einkäufe in der Stadt gemacht hatten, und das junge Volk, das es ohnehin mehr und mehr in die Stadt zog. Von neuen Gästen war nirgendwo die Rede.

Atusbej zog sich, wie jedesmal, wenn der Sommer zu Ende ging, in sein Blockhaus mit dem roten Schindeldach zurück, das auf hohen Pfählen dicht am Ufer stand und dessen Fenster auf das Meer hinausblickten. Und an den frühdunklen Abenden hängte er wieder seine alte Bootslaterne auf den Balkon, um denen, die noch in der Nacht draußen fischten, den Weg in den kleinen Hafen zu weisen.

Es war die Zeit jener ersten Stürme, die vom nahen Herbst kündeten und zuweilen so plötzlich über die See herfielen, daß sie sie in wenigen Minuten bis zum Grund aufzuwühlen schienen. Atusbej saß dann am Fenster, sah hinaus in die Dunkelheit und redete dem Meere zu, wie man vielleicht einem Pferd zuredet, das sich mit letzter Anstrengung in das Riemenzeug stemmt.

Einer dieser Abende war es, als Atusbej einen Menschen bemerkte, der auf das Blockhaus zulief, eine Frau anscheinend, mit windgeblähten Kleidern und regennassem Haar. Als sie in der Stube stand, begriff er anfangs nur, daß die Sprache, in der sie auf ihn einredete, deutsch sein mußte. Was sie sagte und mit verzweifelten Gesten zu unterstützen suchte, ahnte er mehr, als daß er es verstand. Er rief den Sohn. Da ist ein Mensch auf See, Asamat. Ein Deutscher.

Der Sohn warf die Jacke über.

Ich laufe zum Kolchos hinunter.

Atusbej hielt ihn zurück, schüttelte den Kopf. Seine Stimme klang ruhig, doch sie duldete keinen Widerspruch: Wir, du und ich, werden hinausfahren.

Asamat blickte abwechselnd auf den Vater und auf die Frau. Er wußte, was man ihm unten im Kolchos sagen würde: Bei diesem Sturm? Unmöglich. Da steuerst du kein Boot.

Er wußte aber auch um die Legende, die seinen Vater mit dem Meer verband, um dieses Altweibergewäsch von jenem Pakt, an das er nicht glaubte, an das kein vernünftiger Mensch glauben konnte. Aber merkwürdig, es beruhigte ihn dennoch, als sie, sich gegen die Sturmböen anstemmend, zum Strand hinunterschritten und das Boot losmachten.

Einige Male wurden sie an das Ufer zurückgetragen, dann hob eine Welle das Boot hoch auf und warf es in die aufgewühlte Dunkelheit. Atusbej stemmte sich gegen das Ruder, hielt es fest gegen die unablässig heranrollenden Wellen. Er begann zu spüren, daß er schon lange nicht mehr hier draußen gewesen war, schon gar nicht bei solch einem Unwetter. Und er begann sich zu fragen, was länger halten würde, das Holz des Ruders oder die alten Knochen seiner Arme.

Friedlich, mein Täubchen, friedlich, knurrte er, während die See ihm ihre Brecher ins Gesicht schlug. Mit dem Blick suchte er Asamat, der irgendwo Rufe gehört zu haben schien und sich nun bemühte, ihm die Richtung anzugeben. Atusbej jedoch wußte nicht einmal, ob sie vorankamen, ob Sturm und See nicht längst mit ihnen das gleiche tödliche Spiel spieiten wie mit dem Schiffbrüchigen. Und so war er beinahe überrascht, als plötzlich das Schlauchboot vor ihnen auftauchte mit dem Mann darin, der sich mit beiden Armen krampfhaft an die wulstigen Ränder klammerte wie an einen Rettungsring. Es war nicht leicht, ihn zu bergen. Nur mit Mühe gelang es ihnen, während sie den erschöpften Mann herüberzogen, das eigene Boot vorm Kentern zu bewahren. Der Weg zurück schien endlos. Aber was war in dieser tobenden Finsternis schon Zeit, und Atusbej hatte ohnehin Sorge, wie sie das Boot aus der wütenden See an Land bringen sollten. Solche Manöver waren ihm nur aus seiner Jugend in Erinnerung, und auch damals hatte er sie nur selten vollführt, Kraftproben waren es gewesen, Versuche, dem Meer seinen Willen aufzuzwingen. Sein Wille war auch jetzt noch stark genug, aber Kraft mußte nun durch List ersetzt werden. Atusbej blickte zu seinem Sohn hinüber. Asamat nickte. Sie hatten in langen Jahren gelernt, einander auch ohne Worte zu verstehen. So zogen sie die Ruder ein, setzten sich darauf und ließen sich mit dem Boot von den hochschäumenden Wellen ans Ufer schleudern. Und es schien, als wüte die See jetzt noch mehr, aufgebracht darüber, daß Atusbej, ihr alter Widersacher, ihm ihr Opfer entrissen hatte.

Stunden später saßen sie dann zu viert in der wohligen Wärme, die der Kamin in Atusbej Stube verbreitete, die Gesichter gerötet, ab und an in die Gläser mit dem heißen Wodka-Tschatscha blasend. Touristen, hatte Atusbej inzwischen erfahren, ihr Zelt hätten sie nicht weit vom Kolchos, am Waldrand aufgeschlagen. Am Nachmittag sei er mit dem Schlauchboot zum Angeln hinausgefahren, sagte der Mann, dem leichten Wind, der dann von den Bergen her aufgekommen sei, habe er keine Bedeutung beigemessen.

Atusbej schüttelte tadelnd den Kopf, dabei ließ er keinen Blick von dem Mann.

Sie sprechen sehr gut russisch. Wo haben Sie es gelernt. Im Krieg?

Der Mann nickte, sah Atusbej unbefangen an.

Ich war vor Moskau, sagte er, und dann auf der Krim. Jetzt bin ich Russisch-Lehrer bei mir zu Hause.

Auf der Krim, wiederholte Atusbej nachdenklich, und es schien, als habe er die anderen Worte des deutschen Lehrers, den er da aus dem tobenden Meer geholt hatte, überhört. Ich war auch auf der Krim damals, und mein Bein, er schlug mit der flachen Hand gegen sein Holzbein, mein Bein ist noch immer dort ...

Sie wurde lang, diese Nacht. Atusbej und sein Sohn deckten den Tisch, und sie taten es mit einer Sorgfalt, als stünde ein besonderer Feiertag bevor, lehnten jeden Versuch der Frau des Lehrers, ihnen zu helfen, energisch ab.

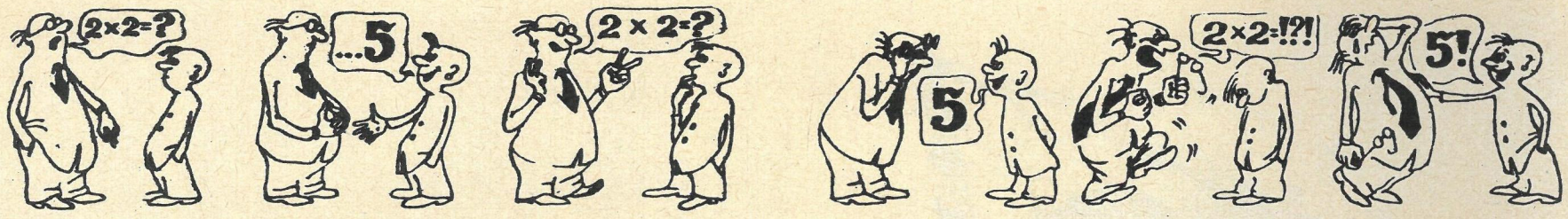
Bald schimmerte dunkelrot der schwere Wein in den Gläsern, dampfte von den Tellern der an hölzernen Spießen gebratene Schaschlyk. Schaschlyk schmeckt nur vom Holz, sagte Atusbej, aber es muß besonderes Holz sein, ich hole es aus dem Wald und schnitze es mir selbst zurecht.

Eine Portion jedoch wurde langsam kalt, und der Wein daneben stand wie der überzählige Stuhl neben Atusbej unberührt. Anscheinend erwarten Sie noch einen Gast, sagte die Frau des Lehrers.

Asamat wurde unruhig. Er kannte diese merkwürdige Zeremonie, hatte den Vater anfangs oft danach gefragt, aber der schweigsame Atusbej, der nie gern über Dinge redete, die ihn selbst angingen, schon gar nicht über solche, die längst im Dunkel der Vergangenheit verborgen lagen, hatte nicht geantwortet oder nur, wenn das Fragen Asamats

drängender geworden war, mit einem unwilligen Blick.
Um so überraschter war Asamat nun, als er den Vater lächeln sah, auch wenn es ihm ein ernstes, beinahe würdevolles Lächeln zu sein schien. Und es war, als leuchte dieses Lächeln aus der Ferne irgendeiner Erinnerung.
Nein, es kommt kein Gast mehr; sagte Atusbej bedächtig, dieser Platz gehört einem Menschen, dem ich nur einmal begegnet bin. Einem Deutschen wie Sie. Seit ich damals aus dem Krieg zurückgekommen bin, sitzt er in meinen Gedanken neben mir, auf dem Ehrenplatz, wie wir hier sagen. Ich habe noch zu niemandem darüber gesprochen, obwohl ich oft danach gefragt worden bin.
Sein nachdenklicher Blick wanderte zu dem Sohn hinüber, kehrte zu den Gästen zurück, die ihm die See und der Sturm ins Haus getragen hatten. Sie lächeln hier über mich. Sie würden noch viel mehr lächeln, wenn Sie wüßten, daß ich auf ihn warte, bis zu meinem Tode auf ihn warten werde. Aber wenn man jemandem das Leben verdankt, dann ist man ihm das schuldig.
Atusbej griff nach dem Glas, trank einen Schluck, als müsse er sich noch einmal stärken für die Erzählung und für die Anstrengung, die sie ihm bringen würde, dann begann er, die einzelnen Sätze mit lebhaften Bewegungen seiner knochigen Hände begleitend, zu reden.
Es war auf der Krim. In jenem Jahr, als es dort besonders hart war für uns. Wir waren nur noch wenige, zersprengt, hungrig und vor Müdigkeit kaum noch imstande, uns auf den Beinen zu halten. Was nützte uns der Wald, in den wir uns geflüchtet hatten, wenn wir darin zugrunde gingen. Es gab keinen anderen Ausweg, einer von uns mußte in das Dorf, dessen Lichter wir abends zu uns herüberschimmern sahen. Die Wahl fiel auf mich.
Stille lag über dem Ort, und nirgends ein Anzeichen dafür, ob diese Stille friedlich oder tödlich war. Hinter den Fensterläden eines der niedrigen Häuser brannte noch Licht. Ich zögerte lange, ehe ich mich endlich aus dem Gras erhob, um die paar Schritte über den Hof zu gehen. Im gleichen Augenblick begann wie besessen ein Hund zu bellen, wurde die Tür aufgerissen, standen, leicht schwankend, zwei deutsche Offiziere vor mir. Sie zerrten mich in die Hütte, wo sie anscheinend etwas feierten, vielleicht schon den Sieg. Ich habe noch ihr Gelächter in den Ohren. Ich sehe noch ihre angetrunkenen Gesichter. Und ich höre ihre Stimmen, die zwischen einem Schluck Wodka und dem Anzünden einer Zigarette meinen Tod verkündeten. Ich verstand ihre Worte nicht, aber ihre Gesten und mehr noch die Blicke, mit denen sie mich betrachteten, waren unmißverständlich.
Ich war schon nicht mehr in der Wirklichkeit, als ich vor dem Soldaten herausstolperte, der den Auftrag hatte, mich zu einer verlassenen Schmiede am Dorfrand zu führen und dort zu erschießen. Ich bin nicht sicher, ob ich sein Gesicht wiedererkennen würde, aber das macht nichts, Gesichter verändern sich. Es waren seine Augen, die ich nicht vergessen werde, und die würde ich unter Tausenden wieder herausfinden. Noch heute.
Es lag ein Leid in diesen Augen, das ich in jenen Momenten mehr ahnte, als daß ich es wirklich sah. Verstehen Sie mich richtig, er litt an sich selbst, an der Uniform, die er trug, an seinen Stiefeln, die fruchtbare fremde Erde zertraten, an der Maschinenpistole unter seinem Arm. Ich sah ihm in die Augen und konnte mir nicht vorstellen, daß er mit diesem Ding jemals einen Menschen getötet hatte, obwohl er ein Deutscher war und sein Aufenthalt auf der Krim alles andere als eine Touristenreise. Hatten sie sich nicht den Weg hierher freigeschossen, freigebombt, freigewalzt mit ihren Panzern, mit ihrer ganzen blitzsauberen Technik, auf die sie so stolz waren, und gehörte er nicht trotz allem dazu?
Ich weiß nicht, ob ich all diese Gedanken damals hatte. Sicher nicht. Wahrscheinlich habe ich mich nur noch hungrig, erschöpft und von bleierner Müdigkeit erfüllt vor ihm hergeschleppt und auf den Tod wie auf eine Erlösung gewartet. Ich glaube, solche Augenblicke gab es in fast jedem Leben, das aus sich selbst herausgerissen und in den Krieg geworfen wurde, und man vergißt sie nur allzugern, wenn man sie endlich hinter sich gebracht und sich der Staub der Jahre darüber gelegt hat.
Zieh dich aus! sagte der Soldat, und während ich meine Matrosenbluse über den Kopf zog, hob er die Maschinenpistole. Geh! sagte er leise. Ich glaube, er wiederholte es ein paarmal. Dann schrie er plötzlich. Irgend etwas, was ich nicht verstand. Aber es war nur sein Mund, der da schrie. Die Augen blieben stumm. Ich sehe noch heute die Trauer darin. Ich weiß genau, es war kein Mitleid. Es war nur Trauer, eine tiefe unendliche Trauer.
Ich wandte mich um, begann zu laufen, erwartete jeden Augenblick den Feuerstoß. Ich hörte ihn auch, taumelte, blieb verwundert stehen, drehte ungläubig den Kopf. Der Soldat stand da, die Mündung seiner Maschinenpistole gegen den Himmel gerichtet.
Wir standen beide und blickten in den Himmel. Er war sternenklar, und ich kann mich nicht erinnern, ihn jemals so hoch und so weit gesehen zu haben. Dann kehrte mir der Soldat den Rücken zu und ging...
Atusbej schwieg. Sein Blick glitt zu dem Sohn hinüber. Asamat hatte, wie die Gäste, während der ganzen Erzählung unbeweglich auf seinem Stuhl gesessen. Es dauerte eine Weile, ehe die Spannung aus seinem Gesicht wich. Er nickte dem Vater zu, und erst jetzt kehrte das Lächeln in die Züge Atusbejs zurück.
Es ist schwer, sagte er leise, sich an seine Gäste wendend, ein Stück von sich selbst preiszugeben, besonders für einen alten Mann, wie ich es bin. Aber wahrscheinlich muß man es manchmal tun, auch wenn es schwerfällt, damit man einander besser versteht. Es mag Ihnen seltsam klingen, aber ich bin Ihnen dankbar, daß wir uns begegnet sind. Und Asamat ist es auch.
Der Lehrer und seine Frau sahen ihn verblüfft an: Dank, das ist doch wohl unsere Sache.
Atusbej schloß die Augen. Er schien nachzudenken. Dann erhob er sich, machte eine fast zeremonielle Verbeugung und bat seinen Gast, auf dem leeren Stuhl an seiner Seite Platz zu nehmen.

Zeichnung: Hans Räde



Lew Korsunski

Der Lügendetektor

Eines Tages brachte ich einen großen eisernen Apparat in den Betrieb mit. So zur Unterhaltung, für die Frühstückspause.

„Das ist ein Lügendetektor", erklärte ich meinen Kollegen. „Ich habe ihn aus einem alten Motorrad, einem Blutdruckmesser und einem Transistorradio zusammengebaut."

„Wie funktioniert er denn?" fragten die Kollegen angeregt.

„Ganz einfach. Die Drähte, die in dieses Stirnband führen, werden am Kopf des zu Prüfenden befestigt. Spricht er die Wahrheit – so glüht ein rotes Lämpchen auf, und wenn er die Unwahrheit spricht – ein blaues. Ich habe ihn bereits zu Haus bei allen meinen Bekannten ausprobiert – ohne jeden Fehler."

„Petja", sagte die Gawrilowna völlig überraschend zu ihrem Mann, „ich möchte, daß du dich überprüfen läßt!"

„Ich möchte nicht", wandte Petja verlegen ein.

„Das heißt, daß du mich zuweilen betrügst?" stellte sie fest.

„Nun gut", seufzte Petja, setzte sich in den Sessel und befestigte das Stirnband an seinem Kopf.

„Wo warst du gestern abend?" fragte die Gawrilowna.

„Im Planetarium!"

Das blaue Lämpchen flammte auf.

„Wo warst du wirklich?" wiederholte die Gawrilowna mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Nun, im Kino!"

Wieder erglühte das blaue Lämpchen. Mit Tränen in den Augen lief die Gawrilowna aus dem Arbeitszimmer.

„Da hast du etwas Schönes erfunden", murmelte Petja und schaute mich voller Haß an.

„Ich möchte Drosdow überprüfen", erklärte Grischa.

„Schämst du dich nicht!" empörte sich Drosdow.

„Danach kannst du auch mich überprüfen", erklärte Grischa.

Drosdow setzte sich widerwillig in den Sessel und ließ sich von Grischa den Stirnreif mit den Drähten überstülpen.

„Hast du dem Direktor etwas über mich gesagt?" fragte Grischa.

„Nein! Kein Wort!"

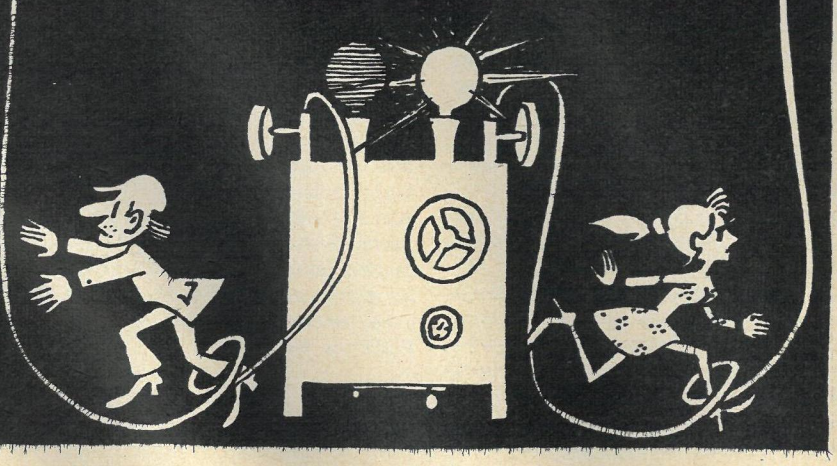
Das blaue Lämpchen flammte auf.

„Nun ja, ich habe gesagt ... Ich habe gesagt, daß du eine hervorragende Arbeitskraft bist."

Das blaue Lämpchen erglühte.

Die ganze Woche hindurch überprüften wir uns gegenseitig. Immer, wenn es unsere Zeit erlaubte, machten wir den Wahrheitstest. Alle beglückwünschten mich zu der genialen Eigenkonstruktion. Ob sie wohl jemals darauf kommen werden, daß in meinem Detektor nur das blaue Lämpchen aufflammen kann?

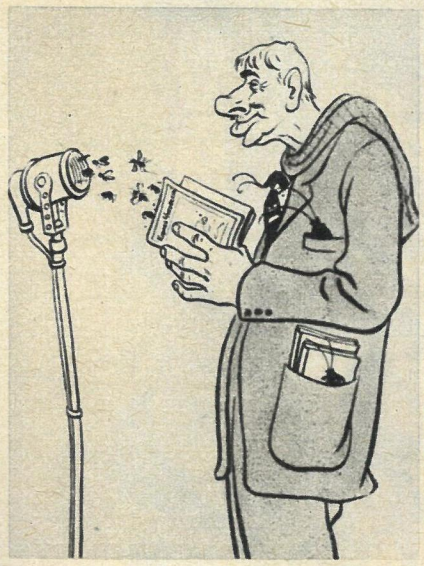
Übersetzt von F. Pietzonka



SAGEN WIR ES UNUMWUNDEN:
AUCH DER HERBST HAT SCHÖNE STUNDEN.

Zweiwochen-Spruch

Manch einer schimpft über die Bitternis des Lebens, nachdem er sich an zuviel Süßigkeiten den Magen verdorben hat.



Die Anekdote

Kornej Tschukowski, sowjetischer Kinderschriftsteller, Literaturwissenschaftler und Übersetzer, schrieb einem jungen Mann, der sich über seinen seiner Meinung nach verständnislosen Vater beklagte:

„Sie müssen Geduld haben, mein Lieber. Als ich fünfzehn Jahre alt war, glaubte ich ebenfalls die Älteren nicht ertragen zu können. Später, so spätestens ab meinem zwanzigsten Lebensjahr, war ich dann erstaunt, wieviel nach einigen Jahren alle Älteren gelernt hatten."

Nostalgie-Ecke

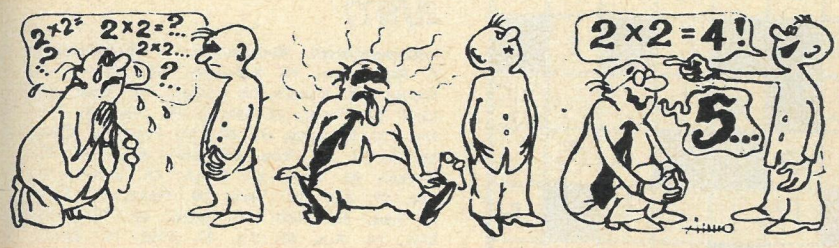
„Natürlich, Carmen-Maja, wirst Du am 11. 11. wieder die Faschings-Prinzessin!"

Die politische Karikatur

Für ewige Zeiten

v. Leonid Nassyrow, Kasan, aus „Krokodil", Moskau

Karikaturen: Tikerpäe, Anno, Paistik, Nassyrow, Jefimow, Kotsch, Lengren
Texte: Schiffers, pirx
Fotos: Gende-Rothe, Gerbeth
Redaktion: Klaus Pockrandt



Überzeugungsversuch

von A. Anno, aus „Krokodil", Moskau

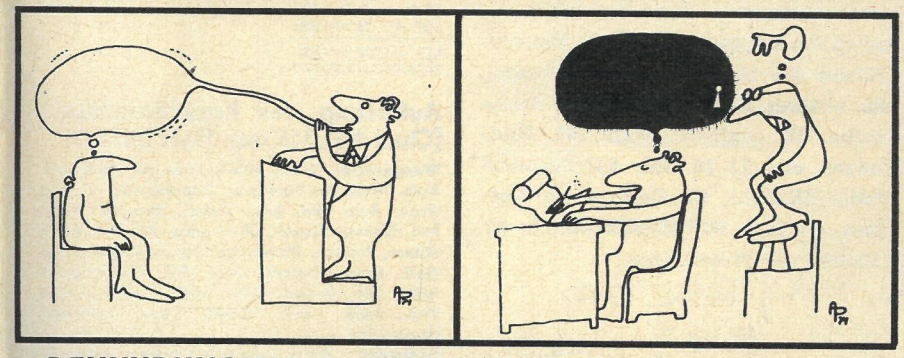
FALSCHER VERDACHT...

...oder: Was Männer verbergen

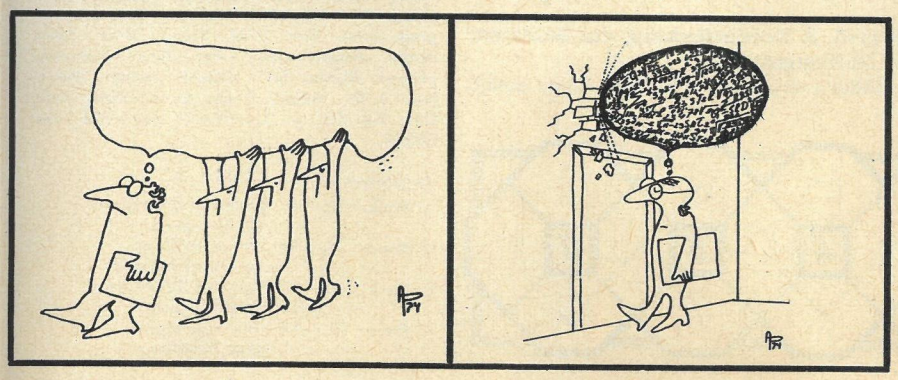
Auf dem Foto unten sehen
wir vier Schlagersänger stehen,
die gleich auf die Bühne traben,
wo sie ihren Auftritt haben.
Alle Songs, die sie verbreiten,
sind, das ist nicht zu bestreiten,
supersuperheiß.

Der Beweis:
Die Bekleidung, liebe Leute,
welche manche Künstler heute,
morgen und in Zukunft tragen:
nix Pullover, keine Weste,
nur ein paar Textilienreste!
Und das brave Publikum
klatscht wie dumm.

Modisches



DENKÜBUNGEN – von Avo Paistik, Tallinn



NÜTZLICHE SÄTZE

aus der „Literaturnaja Gaseta"

EINE WERTVOLLE INITIATIVE entfalteten Mitarbeiter der Kommunalen Wohnungsverwaltung Nr. 175 in der Stadt N.: Zusammen mit den Schlüsseln für die neuen Wohnungen übergaben sie den neuen Mietern einen Orientierungsplan für das Neubaugebiet.

In seinem Kopf vermehrten sich die Einfälle derart, daß sie einander zerdrückten.
Wenn Ihre Frau nicht mit Ihnen schimpft, so fühlt sie sich bestimmt nicht wohl.

EINEN NEUEN REKORD stellte der Parkettleger Afanassjew im Haus Nr. 7 in der Nassen Gasse auf: Mit 8000 Quadratmetern übertraf er die gesamte Wohnfläche des Hauses um das Doppelte.

Obwohl S. Chropow, Einwohner der Stadt N., 38 Lose des Sportlotto kaufte, hatte er keine sechs Zahlen richtig. Wir möchten daran erinnern, daß der ALTE REKORD bei zweiundddreißig Losen lag.

Man könnte überhaupt nicht soviele Dummheiten machen, wenn andere nicht ihren Nutzen daraus zögen.
Wenn ein Mensch im Kampfe mit sich selbst siegt – wer erleidet da eigentlich die Niederlage?

Der junge, aber in seiner wissenschaftlichen Sektion schon bekannte Soziologe A. N. Pilipkin hat in seiner stark beachteten Dissertation festgestellt, daß die geringste Zahl der EHESCHEIDUNGEN in die Zeit der FLITTERWOCHEN fällt.

Statt den Mokka beim Schreiben an sich zu verschwenden, sollten ihn einige Autoren besser an ihre Bücher tun.
Nichts ist leichter, als Schlechtes an Menschen herauszufinden.

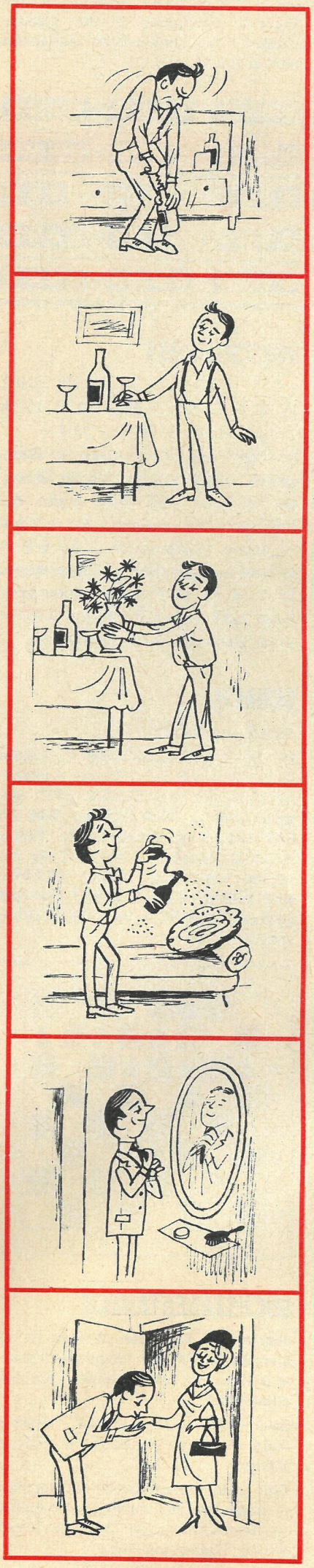
LOB: Der Garderobenfrau A. I. Krasnowa wird hiermit der Dank der Theaterleitung für ihren selbstlosen Einsatz ausgesprochen: Sie hat verhindert, daß eine Zuschauergruppe das Theater während der Pause fluchtartig verlassen wollte.

Alles zu wissen ist unmöglich, nichts zu wissen um so mehr. Wenn Du in die Fußtapfen Deines Vorgesetzten trittst, so hüte Dich, ihm in die Fersen zu treten.

Übersetzt von E. Karadshow

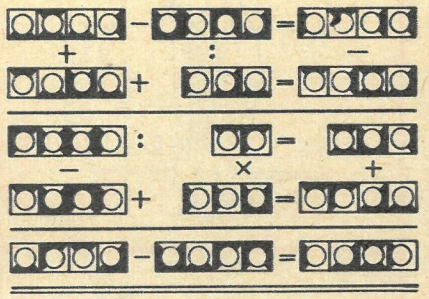
AUFWANDSENTSCHÄDIGUNG

von Zbiegniew Lengren



RATEN UND RECHNEN

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die — in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt — die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



VERSCHLÜSSELT

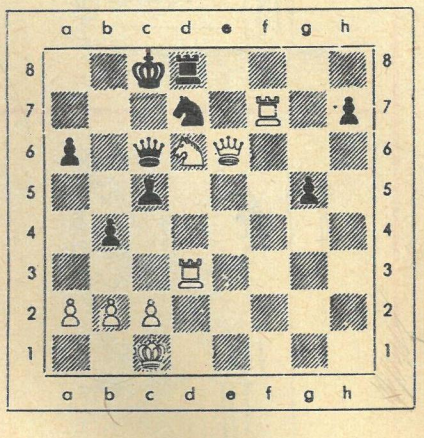
1 8 7 9 5 6 2 3 4 7 8 9 14 1 8 7
15 8 6 13 11 8 3 4 13 7 8 14
1 7 9 10 7 1 2 12 13 7 12 9

An Stelle der Ziffern setzen wir Buchstaben, so daß sich bei richtiger Lösung ein Wort von Karl Marx ergibt. Als Schlüsselwörter verwenden wir: 1 2 3 4 = oberer Hausabschluß, 5 6 7 8 9 = in Geld ausgedrückter Wert einer Ware, 10 11 8 12 13 2 = russ. Komponist (gest. 1857 in Berlin), 14 15 8 9 14 = weich gedrehter Zwirn, Stopfgarn.

SCHACH

Remis verschmäht

In der Diagrammstellung (S. Lanka — E. Magerramow, Junioren-Landesmeisterschaft der UdSSR 1977) geschah: **30. ... Kc7 31.Se8+ Kb6 32. Sd6 Se5** (verschmäht das Remis durch Zugwiederholung, was zu raschem Untergang führt) **33.Tb7+ Ka5 34.D:e5 T:d6 35.Ta3+! Schwarz gab auf.** Auf 35.... ba folgt 36.Dc3+ Ka4 37.b3×.

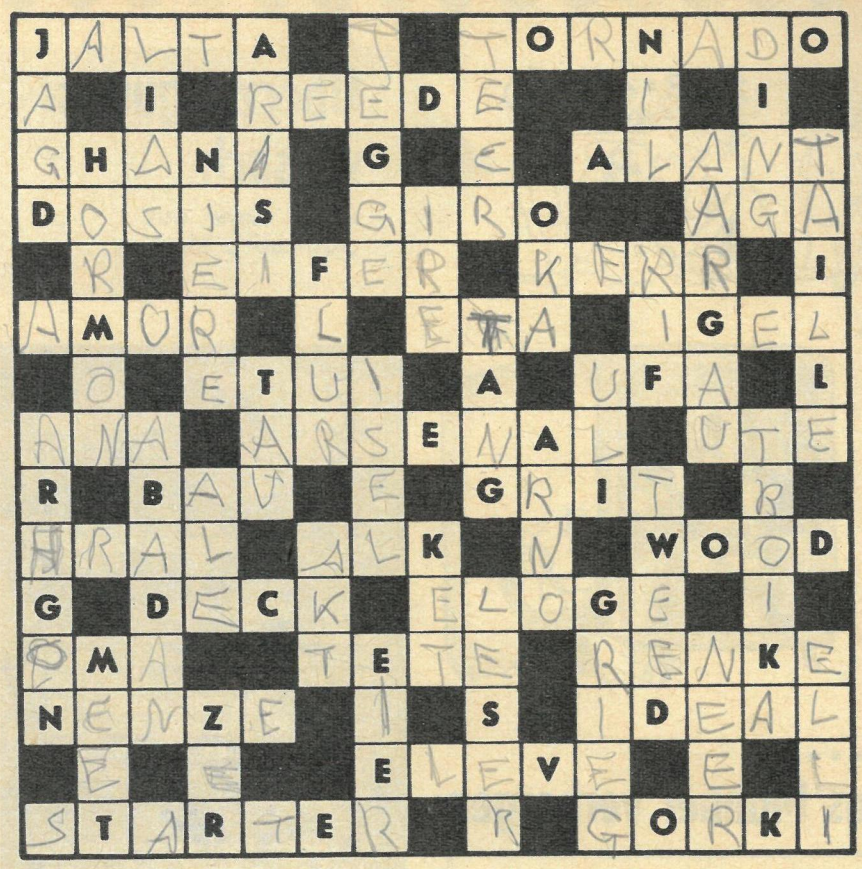


BUCHSTABENTAUSCH

Jedem der fogenden Wörter ist an gleicher Stelle ein Buchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen:

Stiel — Fall — Blei — Last — Oder — Aale — Sahne — Ende — Luft — Gäste

Die neu eingesetzten Buchstaben — nacheinander gelesen — ergeben die Bezeichnung für Umkreis, Randgebiet, Umfassungslinie.



KREUZGITTER

Wörter folgender Bedeutung — hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt — sind in die Felder einzutragen:

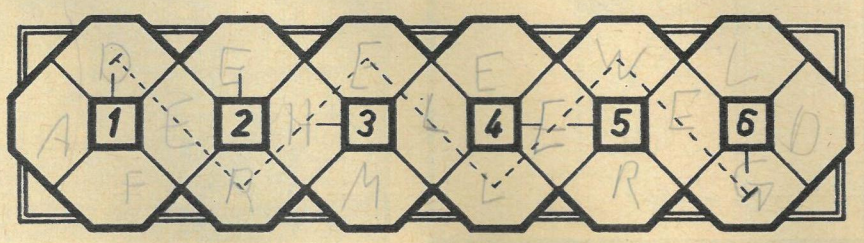
1. Lernbegier, 2. sowj. Kurort auf der Krim, 3. Fahrzeuganlasser, 4. bestimmte Arzneimenge, 5. Unterkunft von Fuchs und Dachs, 6. Truppenspitze, 7. Vorbild, 8. Autor des Romans „Die Glocken von Basel", 9. Sammlung von Aussprüchen, 10. Korbblütler, Heilpflanze, 11. sowj. See in Mittelasien, 12. Meeresalgen, 13. Drüsenwirkstoff, 14. svw. Korridor, 15. grober Sand, 16. europ. Inselbewohner, 17. Berg bei Innsbruck, 18. waagerechte Schiffsfläche, 19. banktechn. Begriff, 20. Riedgras, 21. amerikan. Riesenkröte, 22. Zeughaus, 23. engl. Biersorte, 24. inneres Organ, 25. geolog. Abteilung des Jura (Erdmittelalter), 26. sowj.-armenischer Schriftsteller (gest. 1964), 27. Behältnis, 28. nordschweizer. Kanton, 29. verheerender Wirbelsturm im südl. Nordamerika, 30. Straßenbaumaterial, 31. Wolganebenfluß, 32. offener Schiffsankerplatz, 33. Stacheltier, 34. Tauchvogel arkt. Meere, 35. Körpermitte, 36. Zeitungsabonnent, 37. Niederschlag, 38. weltberühmter sowj. Schriftsteller (gest. 1936), 39. ein chem. Element, 40. Hühnerprodukte, 41. iranischer Erdölhafen, 42. Gegenstand, Sache, 43. Schüler, 44. engl. Physiker (gest. 1907), 45. westafrikan. Staat, 46. russ. Dreigespann, 47. Gewebeart, 48. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 49. Abschnitt der Bühnenwerke, 50. Fluß in Mittelitalien, 51. ein Lachsfisch, 52. Lobeserhebung, 53. norweg. Komponist (gest. 1907), 54. Angehöriger eines kleinen sowj. Volkes im NW Sibiriens, 55. Großmutter (Kosef.), 56. die Erbeutung von Wild auf weidmännische Art, 57. Fluß im sowj. Fernen Osten, 58. engl. Bauernführer des 16. Jh., 59. Wasserstrudel, 60. afrikan. Strom, 61. griech. Buchstabe, 62. englisch: Wald, 63. Bildhauer des 15./16. Jh., 64. Männername (Kurzf.), 65. Gebirge im Norden Afrikas, 66. Mädchenname, 67. Mutter der Nibelungen.

WABENLEISTE

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in Uhrzeigerrichtung:

1. Filmbetrieb der DDR, 2. ethischer Begriff, 3. Kopfbedeckung des Soldaten, 4. Unterarmknochen, 5. Küstenschiff, 6. Zahlungsmittel.

Die Buchstaben in den gestrichelten Feldern ergeben den Titel einer sowj. Filmkomödie von G. W. Alexandrow.



AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 41/1977

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Aschchabad, 2. Kischinjow, 14. Kalender, 16. Orion, 18. Traber, 19. Kobalt, 20. Detail, 22. Radi, 23. Laos, 24. Opitz, 25. Oleat, 27. Ster, 29. Tallinn, 33. Onestep, 34. Ith, 35. Area, 36. Otto, 38. Anker, 40. Kea, 41. Siel, 42. Iran, 45. Dinner, 46. Gast, 47. Braut, 48. Serail, 50. Ket, 52. Ake, 53. Verb, 54. Hede, 56. Ree, 57. Lea, 58. Noll, 60. Nabe, 62. Vier, 63. Eins, 64. Aus, 65. Eis, 67. Lied, 70. Salto, 72. Urne, 73. Jena, 74. Tea, 76. Kos, 77. Kauf, 80. Rosa, 82. Mir, 83. Kiwi, 85. Kanu, 86. Laden, 87. Akzent, 90. Solo, 91. Zeta, 92. Chi, 93. Leder, 94. Heute, 98. Ern, 99. Malm, 101. Izu 103. Potjomkin, 110. Kreml, 113. Ili, 114. Slawe, 115. Neider, 116. Rao, 117. Elen, 118. Nie, 120. Ester, 121. Punsch, 122. Indianer, 124. Steuer, 125. Ath, 126. Leik, 128. UNO, 129. Ade, 130. Ora, 131. Moskau, 132. Riga, 133. Kiew, 134. Baku.

Senkrecht: 1. Alma-Ata, 2. Aktion, 3. Bar, 4. Aladin, 5. Debet, 6. Odra, 7. Kralle, 8. Se, 9. Hood, 10. Irbis, 11. Nia, 12. Jolle, 13. Ontario, 15. Netz, 17. Taschkent, 19. Kate, 21. Ion, 22. Rat, 26. Es, 28. Tüte, 30. Arasi, 31. Leningrad, 32. Laken, 36. Oktoberrevolution, 37. Taiga, 39. Elegie, 43. Rauke, 44. Aster, 45. Duschanbe, 49. Akelei, 51. Tbilissi, 53. Vene, 55. Paustowski, 59. Orade, 61. Besan, 66. Ise, 68. Ire, 69. Enak, 71. Lakai, 73. Jerewan, 75. Ruine, 78. Amado, 79. Frunse, 81. Skizze, 84. Winterpalais, 85. Kalium, 86. Lohe, 88. Eede, 89. Tarnow, 90. Scholochow, 95. Taille, 96. Elle, 97. Vilnius, 100. Minsk, 102. Usedom 104. Tete, 105. one, 106. Messer, 107. Kitt, 108. Idee, 109. Neruda, 111. Ernani, 112. Mast, 119. Inn, 121. pro, 123. Rau, 126. Lab, 127. Ilk.

Wabenleiste: 1. Glasur, 2. Salami, 3. Risiko, 4. Drogen, 5. Banane, 6. Raglan. — Gaidar.

Füllrätsel: 1. Start, 2. Atlas, 3. Email, 4. Lauch, 5. Tisch, 6. Orkan, 7. Tenne, 8. Porto, 9. Wolga. — Stachanow.

Kreuzgitter. Waagerecht: Auster (44), Sete (54), Koma (52), Omsk (65), Raster (46), Samara (60), Arles (59), Lunge (23), Roma (39), Orden (42), Kleid (41), Tau (21), Laterne (5), Osten (14), Bison (1), Arena (56), Marat (32), Etagere (29), Tom (63), Keres (7), Pflug (15), Tajo (62), Seife (12), Neper (50), Messer (48), Karies (13), Komi (55), Prim (33), Elba (64), Salami (31).

Senkrecht: Aurora (2), Sesam (22), Egel (40), SOS (43), Sam (47), Torun (61), Eman (58), Akte (51), Maar (3), Traktor (38), Reger (9), Ale (57), Granne (34), Ode (11), Duo (24), Lena (8), Inn (16), Teer (37), Limone (27), Asam (28), Sage (36), Trester (6), Ute (53), Tal (4), EKG (35), Artek (17), Tomski (10), Pfeil (30), Fes (25), Ufer (18), Arica (19), Sekt (26), Imme (20), Para (49), Spa (45), Rio (66).

Buchstabentausch: Zentner, Egel, Lage, Luchs, Uhr, Last, Onkel, Solo, Echse. — Zellulose.

Raten und Rechnen:

819 : 21 = 39
— × +
192 + 18 = 210
627 — 378 = 249

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz Nr. 11) aus Heft 38/1977

Waagerecht: Tram, Artel, Lava, IL, Wigwam, Rum, Mus, Bo, Samowar, Spartakiade, Halma, Arat, Aare, Re, Lao, Kubus, Sender, Rebe, Teil, Eleven, Ekarté, Öl, Agnes, All, Ile, Akku, Altern, Anatol, Metro, Ire, Neun, Angeln, neo, Gori, Berg, Ernten, Gras, AG, Dase, Balalaika, Dia, Sessel, Oder, UdSSR, Don, Huhn, Trio, Auto, Gen, Dozent, Nein, Melange, Naab, Ski.

Senkrecht: Artus, Lew, Alaska, Mamaia, Marodeure, Limo, Libra, Gott, Uwe, Spa, Mark, Riesen, Plantage, Ar, Ale, modern, Rubel, Arles, Bevölkerung, Eiter, Met, Kaliningrad, Latte, Run, BAM, Krone, Steert, Elan, Lende, Argon, Lied, Olga, Baal, Nahrung, gesund, Absatz, SAS, Akustik, Lenina, Aldan, Ion, a. D., Adam, Ehen, Sues, Roni, Ren, Ota, Ga, Ob. — Spartakiade der Völker der UdSSR.

Es gewannen:

1. Preis: 100,— M Edelgard Schwochow, 215 Strasburg
2. Preis: 75,— M Erhard Mohring, 409 Halle-Neustadt
3. Preis: 50,— M Annelies Schirrmeister, 8019 Dresden
4. Preis: 25,— M Christian Mosig, 8142 Radeberg

FREIE WELT RÄTSEL-QUIZ 12/1977

„Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen läßt." Dieses Zitat aus Shakespeares „Hamlet" drängt sich auf, wenn man das hochinteressante Buch eines sowjetischen Wissenschaftlers und Schriftstellers liest, das sich beispielsweise mit solchen Fragen befaßt: Wann fand die sogenannte Sintflut statt; woher stammt das erstaunliche Wissen über Astronomie und Mathematik der alten Sumerer und Ägypter?

Der Vor- und Familienname des Schriftstellers sowie der Titel seines obengenannten Buches, in dem er Antwort auf diese Fragen gibt, bilden die Lösungswörter des heutigen Rätsels.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Kreisfeldern – zeilenweise gelesen und sinngemäß getrennt – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 91, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden. Einsendeschluß ist der 10. November 1977 (Poststempel). Und bitte die Marke Rätselquiz Nr. 12 nicht vergessen! – Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft Nr. 45/1977 der FREIEN WELT.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. Preis 25,– Mark

TAGE DES SOWJETISCHEN BUCHES 1977

Seit 1972 gibt es diese schöne Tradition: eine Woche, die in besonderem Maße den Autoren und Büchern aus der Sowjetunion gewidmet ist. In diesem Jahr sind es die Tage vom 28. 10. bis 5. 11., ganz im Zeichen des 60. Jahrestages des Roten Oktober. Wir möchten Ihnen aus diesem Anlaß einige aus der UdSSR importierte Bücher vorstellen und Ihnen empfehlen: Nutzen Sie die „Tage des sowjetischen Buches", um sich über das vielfältige Angebot sowjetischer Literatur in den Buchhandlungen und Bibliotheken unserer Republik zu informieren.

Belletristik aus dem Verlag Progreß, Moskau:

Michail Antscharow
Ein Clown stellt Fragen
Was versteht man unter einer wahrhaft schöpferischen Persönlichkeit? Was ist Talent? In einem jeden Menschen sind Keime von Schönheit, Güte und Begabung vorhanden. Man muß dem Betreffenden nur helfen, sich über sie klar zu werden. Und wenn dann diese Anlagen zum Vorschein kommen – Panfilow, der Held des Buches, hat ein Mittel gefunden, sie zu wecken –, dann verwandelt sich die frivole Kellnerin Marusja im Handumdrehen in eine Muse, in eine Schönheit und wird zur Beschützerin des Schöpfertums.
Eine ungewöhnliche „phantastische Trilogie".
.6,20 M (298 213 7)

Alexander Jakowlew
Ziel des Lebens
Der Autor, verdienter sowjetischer Flugzeugkonstrukteur, berichtet von seinem Werdegang und seinen reichen Erfahrungen. Er versteht es, die Romantik seines Berufes darzustellen. Er läßt den Leser gleichsam einen Blick ins schöpferische Labor der Erbauer der neuen Technik werfen, zeigt ihre ständige Suche nach Neuem, den Kampf nicht nur gegen die Naturgewalten, sondern auch gegen die Trägheit menschlichen Denkens, gegen Routine und Konservatismus. Freuden und Leiden, Siege und Niederlagen begleiten die konstruktive Arbeit zwischen Wissenschaftlern, Technikern und Piloten.
Die Fakten und Erkenntnisse dieser eindrucksvollen und lebendigen Darstellung verleihen dem Buch ebenso historischen wie dokumentarischen Wert.
12,– M (298 178 3)

Rachmat Faisi
Seine Majestät, der Mensch
Diesem Roman des 1918 geborenen usbekischen Schriftstellers liegen tatsächliche Ereignisse zugrunde: Tausende Frauen, Kinder und Greise aus den Frontgebieten fanden während des Großen Vaterländischen Krieges im Hinterland Hilfe und Unterstützung. Der Schmied Achmet aus Taschkent und dessen Frau adoptierten in dieser schweren Zeit 14 Kinder verschiedener Nationalitäten, denen der Krieg die Eltern genommen hatte, und schenkten ihnen ein neues Zuhause.
6,80 M (298 177 5)

Kunstbände aus dem Aurora-Verlag, Leningrad:

Westeuropäische Malerei in den Sammlungen des Moskauer Puschkin-Museums für bildende Künste
Neben der weltweit bekannten Tretjakow-Galerie ist das Puschkin-Museum die bedeutendste Kunstsammlung in Moskau. Fast alle europäischen Malschulen vom 14. bis 20. Jahrhundert sind hier vertreten, wovon für den Band eine Auswahl von 60 Bildern getroffen wurde. Die farbigen Reproduktionen zeigen imposante Werke namenloser früher, vor allem aber auch berühmter Meister aus sechs Jahrhunderten, u. a. von Botticelli, El Greco, Lucas Cranach d. Ä., Rembrandt, Renoir, Monet, van Gogh, Gauguin, Cézanne, Rousseau und Picasso.
45,50 M ((001 411 6)

Leningrad in den Werken der bildenden Kunst
Dieses Buch ist ausschließlich jener traditionsreichen Stadt gewidmet. Auf rund 250 historischen und neuzeitlichen Grafiken und Gemälden bieten sich dem Betrachter die unterschiedlichsten Szenerien. Geschlossen ergeben sie ein plastisches Bild von Leningrad im Wandel dreier Jahrhunderte und widerspiegeln gleichsam beeindruckend die unvergessenen geschichtlichen Ereignisse. Die Ausgabe erschien in englischer Sprache. Die zum Teil farbigen Bildtafeln sind jedoch aussagekräftig genug, so daß es nicht schadet, wenn man auf den Text verzichten muß.
70,45 M (001 448 2)

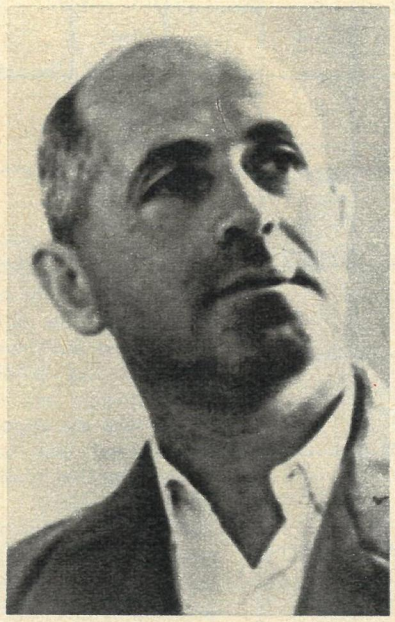
DAS IMPORTIERTE BUCH

Leipziger Kommissions- und Großbuchhandel
die Zentrale
für importierte Literatur

WORTMELDUNG

. . . bekannter sowjetischer Autoren der Gegenwart zu Fragen der Verantwortung des Schriftstellers.

Exklusiv für FREIE WELT interviewten Mitarbeiter der Presseagentur NOWOSTI Jewgeni Jewtuschenko, **Ignati Dworezki,** Daniil Granin, Rassul Gamsatow, Fjodor Abramow und Juri Bondarew.



Ignati Dworezki

Held unserer Zeit – der werktätige Mensch

Man sagt, wer keine „bewegte Biographie" aufzuweisen hat, könne kein Schriftsteller werden. Ignati Dworezki hat eine bewegte, wunderliche Biographie. Er wollte Jurist werden, gab es jedoch bald auf. Er wollte selbständig sein, darum war er ständig unterwegs. Transportarbeiter, Kellner, Schweißer, Conferencier, Kraftfahrer und Fischer, das waren Stationen. Weil er noch jung und unerfahren war, geriet er in eine Diebesbande. Eine Zeitlang war er in Haft. Mit dreißig Jahren begann er zu schreiben. Zwei Sammelbände mit Kurzprosa erlaubten es ihm, 1955 Mitglied des Schriftstellerverbandes zu werden. Da war er 36 Jahre alt. Aber der große Erfolg stellte sich erst ein, als er anfing, Theaterstücke zu schreiben. Mit seinem sechsten Bühnenstück geschah ein Theaterwunder. Über den Hauptthelden aus „Der Mann von außerhalb", den Ingenieur Tscheschkow, entbrannte eine lebhafte Diskussion, als wäre es ein Mensch aus dem wirklichen Alltag.
Unsere Frage an den Dramatiker: Wie und warum haben Sie ein Stück aus dem „Arbeitermilieu" geschrieben?

Wollen wir doch gleich zu Beginn dem Leser sagen, was es mit dem Terminus „Arbeitermilieu" auf sich hat. Es bedeutet lediglich, daß der Held meines Stückes aus der Industrieproduktion kommt. Nicht mehr. In der Literatur kann es kein ausgesprochenes „Arbeiter-, Dorf- oder Stadtmilieu" geben, weil für den Schriftsteller in erster Linie der MENSCH interessant ist. Ich würde behaupten, daß jede Zeit ihre eigenen Helden hat. Es gab eine Zeit der Seefahrer, der Aufklärer und Enzyklopädisten. Heute befinden wir uns in der Epoche der werktätigen Menschen.
Das Thema zu meinem Bühnenwerk „Der Mann von außerhalb" hat mir eigentlich das Ishorsker-Werk in Kolpino, nicht weit von Leningrad entfernt, geliefert. Ich habe in Kolpino ein Jahr lang gelebt und konnte das Werk täglich besuchen. Ich besaß sogar einen richtigen Betriebsausweis. Ich habe das Leben nicht „zitiert", denn ein Bühnenstück ist kein Zeitungsartikel.
Als ich nach Kolpino fuhr, sagte mein 15jähriger Sohn zu mir: Leo Tolstoi ist nicht in Fabriken gefahren. Ich antwortete: Lies Tolstoi aufmerksam, dann wirst du erkennen, daß er nur über das schrieb, was er genau kannte. Er schrieb über seine Bekannten. Auch Tschechow schrieb über seine Bekannten. Zur Zeit Tolstois wurden die gesellschaftlichen Probleme in den Salons der Aristokraten, auf Bällen, in Adelshäusern und Ministerkabinetten gelöst. In unserer Zeit und besonders in unserem Lande ist der Arbeitsplatz des Menschen Ort der Handlung. Hier kann unser Held Mut, Ehrlichkeit, Geradlinigkeit zeigen oder auch nicht zeigen. Dieser Wirkungskreis ist eine riesige Welt menschlicher Beziehungen, die der Schriftsteller ergründen muß, will er, daß seine Bücher die ganze Farbigkeit des Lebens widerspiegeln und Resonanz finden beim Leser.
Die Sorgen und Probleme unserer Gesellschaft, unseres Staates sind auch meine Sorgen und Probleme. Sie zu lösen, betrachte ich als meine oberste Aufgabe. Was hätte denn sonst meine Schreiberei für einen Sinn? Dieses gesellschaftliche Interesse ist eng verknüpft mit meinen eigenen menschlichen und schriftstellerischen Interessen. Man kann dem Schriftsteller ein Thema nicht aufdrängen. Sonst geschieht das, was Rassul Gamsatow in einer Parabel erzählt: „Ich sah junge Leute, die sich mit ihren Großvätern und Tanten berieten, ob sie heiraten sollten . . ." Was die schöpferische Arbeit anbelangt, so kann es für den Schriftsteller keine Ehe ohne Liebe geben. In Ehen, die auf den Rat anderer Leute gestiftet werden, kommen nur „tote" Kinder zur Welt. Läßt sich ein Schriftsteller auf eine solche „Vernunftehe" ein, so sind „tote" Bücher das Ergebnis. Bevor wir einen Bund mit unserem Thema eingehen, müssen wir unser Herz befragen.

Redaktion: P. Antonow; Übersetzung: A. Memmert

NIMMERKLUG IM KNIRPSENLAND

Bildroman frei nach Nikolai Nossow

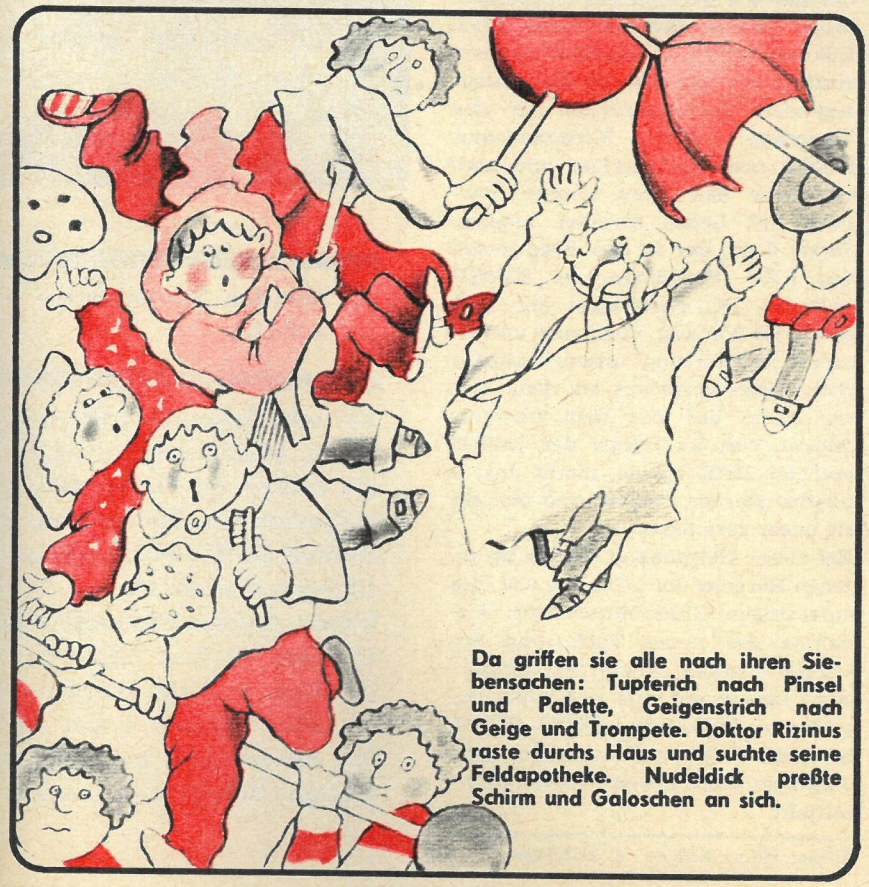
2.

von Ingeburg Kretzschmar (Text) und Hille Blumfeld (Zeichnungen)

Von der Sonne ein ganzes Stück

Nimmerklug wurde berühmt durch folgende Geschichte: Eines Tages spazierte er hinaus aufs Feld. Plötzlich kam ein Maikäfer angesurrt und stieß ihn ins Genick. Nimmerklug purzelte kopfüber ins Gras. Als er sich umblickte, war der Maikäfer verschwunden. Da ist etwas von oben heruntergefallen, dachte Nimmerklug und schaute in die Höhe. Doch da war nur die Sonne zu sehen. Also ist ein Stück von der Sonne abgebrochen, sagte er sich. Auf dem Heimweg traf er Linse, der ein berühmter Astronom geworden, seit er aus Flaschenscherben ein Fernrohr gebaut hatte, mit dem man Mond und Sterne betrachten konnte. „Wo denkst du hin, Nimmerklug!" Linse mußte lachen. „Wäre von der Sonne ein Stück abgebrochen, hätte es uns alle breitgedrückt, wie einen Eierkuchen. Die Sonne ist doch riesengroß." „Unmöglich! Höchstens so groß wie ein Teller", rief Nimmerklug. „Das kommt dir nur so vor, weil die Sonne so weit entfernt ist." „Was du nicht sagst, Linse!" Auf dem Heimweg tat Nimmerklug wichtig und rief allen zu: „Ein Stück von der Sonne ist abgebrochen, fliegt geradewegs auf uns zu! Das wird uns alle zerquetschen. Schnell, rettet euch!"

„Du spinnst wohl!" sagten die Knirpse, starrten aber doch zur Sonne hinauf, bis ihnen die Tränen in die Augen traten. Und weil sie geblendet waren, kam es ihnen beinahe auch so vor, als fehlte von der Sonne ein Stück.



Da griffen sie alle nach ihren Siebensachen: Tupferich nach Pinsel und Palette, Geigenstrich nach Geige und Trompete. Doktor Rizinus raste durchs Haus und suchte seine Feldapotheke. Nudeldick preßte Schirm und Galoschen an sich.

Plötzlich hörte man Immerklugs Stimme: „Halt, Freunde, halt! Beruhigt euch doch! Das hat sich Nimmerklug wieder alles nur ausgedacht, der Schwätzer!"
Da gab es über Nimmerklug ein Riesengelächter:

Ein Käfer war ihm viel zu klein,
es mußte gleich die Sonne sein.

Und wie es weitergeht, erfahrt ihr in der nächsten Nummer!

Fortsetzung von Seite 17

UdSSR: In bester Verfassung

kann sagen, daß sich in unserem Lande in dieser Hinsicht gute Traditionen entwickelt haben und daß im neuen Grundgesetz der UdSSR all das eine weitere Entwicklung erfahren hat, was in der ersten, zweiten und dritten Verfassung des Sowjetstaates verankert war.

FREIE WELT: Sowohl im Text der neuen Verfassung als im Bericht des Genossen L. I. Breshnew auf der Tagung des Obersten Sowjets der UdSSR wurde den internationalen Angelegenheiten große Aufmerksamkeit gewidmet. Welche Gedanken bewegen Sie, einen prominenten Partei- und Staatsfunktionär des Sowjetlandes, einen erfahrenen und versierten Diplomaten, in diesem Zusammenhang?

Botschafter Abrassimow: Ich hatte die Interessen der Sowjetunion in einer Reihe von Ländern Europas, Asiens und Afrikas zu vertreten — darunter waren sowohl sozialistische als auch kapitalistische sowie Entwicklungsländer. Ich kann aus eigener Erfahrung sagen, daß das Grundgesetz des Sowjetstaates und seine Verwirklichung tatsächlich überall große Beachtung findet und daß es überall bekannt ist. In den einen Ländern sehen die Menschen darin ein vertrautes Beispiel und vergleichen an ihm ihre eigenen Errungenschaften beim Aufbau des Sozialismus, in anderen Ländern kämpfen die Werktätigen für das, was wir bereits erreicht haben, aber die herrschende Klasse im Kapitalismus tut alles, um unsere Verfassung zu verleumden und ihre Bedeutung herabzusetzen. Übrigens, eine solche Reaktion — ich würde sie chronisch nennen — kann man auch heute in einem wesentlichen Teil der Presse, der Fernseh- und Rundfunksendungen des Westens im Zusammenhang mit der Annahme der neuen Verfassung der UdSSR verfolgen. Nun, hier ist eine Gesetzmäßigkeit offenbar: Je besser es um unsere Angelegenheiten steht, um so wütender das Geheul in einigen westlichen Ländern.

Die neue Verfassung des Sowjetlandes demonstriert der ganzen Welt anschaulich, wie machtvoll und unaufhaltsam der Staat des entwickelten Sozialismus vorwärts schreitet, und zeigt, worin das Wesen der sozialistischen Demokratie besteht, die es den Volksmassen ermöglicht, real an der Leitung der Angelegenheiten des Staates und der Gesellschaft teilzunehmen.

Die Menschen aller Kontinente konnten sich zum wiederholten Mal davon überzeugen, daß der erste Staat des siegreichen Sozialismus stets auf seinem Banner das Wort „Frieden" als höchstes Prinzip seiner Außenpolitik trägt. Übrigens wurde auf Vorschlag der Werktätigen in dem Kapitel über die Leninsche Außenpolitik der UdSSR zusätzlich eine Ergänzung über das Streben der Sowjetunion nach allgemeiner und vollständiger Abrüstung fixiert.

Leonid Iljitsch Breshnew hat zu Recht auf der Tagung nicht nur von einer Volksdiskussion, sondern auch einer internationalen Diskussion über den Verfassungsentwurf gesprochen. Dabei hob er besonders die Aufmerksamkeit und jene kameradschaftliche und sachliche Anteilnahme, mit der die brüderlichen sozialistischen Länder den Entwurf unterstützten und eigene Erfahrungen vermittelten, hervor.

Unsere Freunde in der DDR und in anderen Bruderländern haben mit Befriedigung vermerkt, daß im Verfassungsentwurf der UdSSR auch Gedanken ihren Niederschlag fanden, die in den Verfassungen der Bruderstaaten enthalten sind, ebenso wie ihre Verfassungen die vorausgegangenen Erfahrungen der sowjetischen Legislative übernommen haben.

Auf der Tagung wurde klar und überzeugend gesagt, daß die Verfassung der UdSSR umfassender, klarer und vollständiger als je zuvor die sozialökonomischen und politischen Rechte und Freiheiten der Bürger sowie konkrete Garantien für ihre Verwirklichung fixiert hat. Auch diese Wahrheit zu erschüttern wird weder „Sowjetologen" und „Kreml-Astrologen" noch der uns feindlich gesinnten Presse gelingen. Auch nicht denen, die sich mit ihnen in einem Lager befinden.

Die neue Verfassung ist das Grundgesetz des Lebens der entwickelten sozialistischen Gesellschaft — jener Gesellschaft, die bereits in der Sowjetunion geschaffen ist.

Um den Umfang des Bruttosozialproduktes des gesamten Jahres 1936 zu erzeugen, benötigt man heute weniger als einen Monat. Nicht nur unsere Industrie und Landwirtschaft haben sich unwahrscheinlich verändert, nicht nur die Technik, sondern auch die Menschen, die sie beherrschen. 73,2 Prozent aller sowjetischen Werktätigen haben Hoch-, Fach- oder Mittelschulen absolviert, vor 40 Jahren waren es weniger als 8 Prozent.

Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß der Aufbau des reifen Sozialismus eine weitere historische Tat ist, die man mit solchen Ereignissen wie dem Großen Oktober, dem Aufbau des Sozialismus und seiner Verteidigung im Großen Vaterländischen Krieg vergleichen kann. Die Erfahrung der Sowjetunion, die an der Spitze auf unbekannten Wegen und Straßen zur bereits sichtbaren kommunistischen Zukunft schreitet, wird wie auch früher große Bedeutung für viele Länder und Völker haben.

FREIE WELT: Und eine letzte Frage, wenn Sie erlauben, persönlichen Charakters. Welche Schlußfolgerungen ergeben sich aus der Annahme der Verfassung der UdSSR für Ihre Arbeit und Tätigkeit als Mitglied des ZK der KPdSU, als Deputierter des Obersten Sowjets der UdSSR und als Botschafter der Sowjetunion in der DDR?

Botschafter Abrassimow: Ich möchte gestehen, daß ich darüber in Moskau und auf dem Wege in die DDR und in Berlin nicht wenig nachgedacht habe.

Die neue Verfassung — das grundlegende Gesetz für alle und jeden — stellt an die Arbeit aller Sowjetmenschen erhöhte Anforderungen. Bei der Lösung großer Aufgaben des heutigen Tages — des sozialistischen Tages — gehen wir Schritt für Schritt unaufhaltsam in den morgigen Tag, in den kommunistischen Tag. Muß man noch darüber sprechen, welche besondere Verantwortung das uns allen auferlegt?

Viele Überlegungen habe ich in diesem Zusammenhang angestellt. Über die bevorstehenden Begegnungen mit den Wählern und über die Erfüllung ihrer Aufträge ... Auch über das Große und Wichtige, das durch die Annahme der Verfassung der UdSSR in unsere Beziehungen zur DDR eingebracht wurde. Damit meine ich natürlich nicht nur den Umstand, daß der 7. Oktober jetzt sowohl ein Festtag des Sowjetvolkes als auch des Volkes der DDR ist, obwohl dieses Zusammentreffen sehr symbolisch ist. Um so mehr, als an diesem Tag vor zwei Jahren die Generalsekretäre unserer marxistisch-leninistischen Parteien, Leonid Iljitsch Breshnew und Erich Honecker, im Kreml den Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand zwischen der UdSSR und der DDR unterzeichnet haben. Die Sache ist vielmehr die, daß wir jetzt, da sich die Sowjetunion sichtbar der kommunistischen Zukunft nähert, da die DDR mit dem Aufbau des Sozialismus die grundlegenden Voraussetzungen für den Übergang zum Kommunismus schafft, noch hartnäckiger und noch effektiver den Kurs unserer Parteien mit Leben erfüllen müssen. Jenen Kurs, der in den Beschlüssen des XXV. Parteitages der KPdSU und des IX. Parteitages der SED sowie im Vertrag über eine umfassende Annäherung unserer Länder und Völker verankert ist, denn dieser Kurs, der mit dem übereinstimmt, was die Bürger der UdSSR und der DDR wollen, macht unsere Länder stärker, reicher und schließt sie enger zusammen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich all jenen Bürgern der DDR, die uns ihre aufrichtigen Glückwünsche zur Annahme der neuen Verfassung der UdSSR sandten, sowie den zahlreichen Lesern der von uns allen geachteten Zeitschrift FREIE WELT herzliche Grüße zum bevorstehenden Jubiläum des Großen Oktober übermitteln.

Fotos: Heinz Krüger, V. Sobolew

(A) Nikolai Slobin — Brigadier und Neuerer:

Ich hatte Gelegenheit, an der Sitzung des Obersten Sowjets der UdSSR teilzunehmen, die kurz nach der Veröffentlichung des Entwurfs unserer neuen Verfassung stattfand.
In diesen besonderen Tagen übernahm unsere Brigade die Verpflichtung, den Einwohnern des 10. Mikrorayons von Selenograd ein 22stöckiges

„Auf die Plätze, fragen, los!" hieß es im Heft 22/77, als wir den Startschuß gaben zur FREIE WELT-Leseraktion mit der Presseagentur NOWOSTI. Die Resonanz unserer Leser war groß. So groß, daß die sechs sowjetischen Prominenten in mehreren Beiträgen Antwort geben werden. Heute, sozusagen als Auftakt, geht es um e i n e Frage, die immer wieder an alle gemeinsam gestellt wurde: Worin lag für Sie das Besondere im 60. Jahr des Roten Oktober?

(D) Alewtina Sewastjanowa — Journalistin:

Vor zehn Jahren wurde mein Mann, Vitali Sewastjanow, in die Reihen der Kosmonauten aufgenommen. Seitdem war er zweimal im Kosmos, anfangs 18 Tage, danach 63.
Unsere Tochter Natascha wurde 15 Jahre alt. Zum Oktoberjubiläum wird sie Komsomolzin. 60 Jahre Oktober — das ist das Hauptthema meiner diesjährigen Arbeit: Ich beende eine

Hochhaus bereits bis zum 7. November – und nicht wie planmäßig vorgesehen bis zum Dezember – fertigzustellen.

(B) Dr. Wladimir Ostrogorski – Außenpolitischer Kommentator des Moskauer Rundfunks:

Alle Sendungen konzentrieren sich inhaltlich auf das für unser Land wichtigste Ereignis – auf den 60. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. In unseren Berichterstattungen und Reportagen bemühen wir uns, alles aufzugreifen, was die Hörer in diesem Zusammenhang interessiert. Natürlich werden wir auch ausländische Gäste, die an den Feiertagen teilnehmen, vor unser Mikrofon bitten. Weiterhin werden wir Briefe unserer Hörer zitieren, die den Wunsch haben, ihre Gedanken zum Oktoberjubiläum zu äußern.
An einem der Feiertage würde ich gern durch Leningrads Straßen spazieren, entlang der Newa-Promenade bummeln, wo die legendäre „Aurora" vor Anker liegt, vor dem Winterpalais verweilen . . .

(C) Prof. Dr. Nikolai Amossow – Herzchirurg:

Ein inhaltsvolles Jahr! Solch ein Ereignis im Leben eines Landes veranlaßt, mit doppelter Energie zu arbeiten. Bemerkenswert war dieses Jahr für mich besonders auch durch die Diskussion der neuen Verfassung. Liest man den Artikel 42, wird einem aufs neue bewußt, welch große Sorge Partei und Regierung für die Gesunderhaltung der Bevölkerung tragen, wieviel getan wird für die Schaffung eines breiten Netzes medizinischer Einrichtungen.

... und vor dem Winterpalais verweilen

Serie von Materialien in der Rubrik „Jahrzehnte, die die Welt veränderten". Es handelt sich dabei um sechs Erzählungen über das Leben unseres Landes.
Für mich persönlich gab es noch ein großes Ereignis: Ich wurde in die Reihen der KPdSU aufgenommen.

(E) Stanislaw Shuk – Eiskunstlauftrainer:

Für mich und meine Schützlinge besteht die Hauptaufgabe im Jubiläumsjahr darin, sich gut vorzubereiten und erfolgreich teilzunehmen an der bevorstehenden Europa- und Weltmeisterschaft. So verstehen wir unseren Beitrag zum 60. Jahrestag. An den Feiertagen selbst werden wir in Moskau sein. Wir setzen das Training zu den traditionellen Wettkämpfen um den Preis der Zeitschrift „Nouvelle de Moscou" fort, die Ende November beginnen. Ich denke, hierbei zu siegen, wäre in diesem Jahr besonders ehrenvoll und angenehm.

(F) Donatas Banionis – Schauspieler:

Als Deputierter hatte ich Gelegenheit, auf der 7. Sitzung des Obersten Sowjets der UdSSR den Entwurf der neuen Verfassung zu diskutieren – was mich mit großem Stolz erfüllte.
Aber auch die Mitarbeit an Konrad Wolfs Film „Mama, ich lebe!" war für mich persönlich ein Höhepunkt: In der Rolle eines Offiziers der Sowjetarmee bot sich mir die Möglichkeit, dem Zuschauer die humanistische Mission sowjetischer Soldaten nahezubringen, die einen entscheidenden Beitrag bei der Befreiung der Völker Europas vom Faschismus leisteten.

Fotos: E. L. Bach (1), P. Meißner (1), L. Ortner (1), APN (3)

FREIE WELT-serie 2

Fortsetzung von Seite 27

Kammerjäger gegen Geheimrat

langsam und zu bürokratisch, die persönliche oder berufliche Entwicklung im Augenblick ohne die erträumte Perspektive zu verlaufen scheint, sollten sie getrost einen Vergleich zwischen damals und heute ziehen und an die Menschen denken, auf deren Schultern sie stehen.

Ohne unseren Zukunftsglauben wäre die Klinik nicht zu solch einer Stätte ärztlicher Fürsorge und Ausbildung geworden. Welche Bürde trugen allein die Schwestern! Sie pflegten, säuberten die Räume und kochten. Die Arbeit der Ärzte erschöpfte sich nicht im Operieren, im Verbinden, in der Visite, im ärztlichen Dienst überhaupt. Sie sprangen ebenso als Tellerwäscher wie als Monteur, Tischler oder Klempner ein, standen Schulter an Schulter mit den wenigen getreuen Arbeitern und Handwerkern des Kesselhauses. Später, nachdem die Lage sich beruhigte, die Klinik zu arbeiten begann und man hoffen durfte, in ihr wieder einen gesicherten Arbeitsplatz zu finden, kehrten auch einige andere zurück.

Wieder im Licht

Der Aufbau vollzog sich in drei Etappen. In der ersten Phase konnten wir nur daran denken, die Klinik wieder funktionsfähig zu machen. Das geschah zunächst unter Tage, im Bunker, unter schlechteren Bedingungen, als ich sie aus dem Kriege vom Marine-Sanitätsbunker am Atlantik kannte. Wir strebten also danach, aus dem Bunker herauszukommen. Stück für Stück richteten wir Teile der zerstörten Klinik wieder her. Pappe und Kistenholz ersetzten fehlendes Fensterglas. Mobiliar zimmerten wir notdürftig zusammen, suchten passende Türen und hängten sie ein. Zum Glück brauchten wir im Mai nicht zu heizen, das wäre sowieso unmöglich gewesen. Wir lebten ohne Komfort, aber wir lebten im Licht und hatten frische Luft. Manche wollten sich nicht gleich vom Bunkerleben trennen. Dort herrschte der eingefahrene Betrieb, sie fühlten sich „über Tage" nicht sicher.

Zu ihnen gehörte auch Stoeckel. Als er den Vorteil, selbst unter primitivsten Verhältnissen über der Erde zu wohnen, längst einsah, beschimpfte er mich noch immer herzhaft, ich hätte zu den übelsten Mitteln gegriffen, ihn samt seiner Frau aus dem Bunker zu treiben, indem ich sie durch einen Ungezieferjäger ausräuchern ließ. Das stimmt, sagen wir, nicht ganz. Ein Kammerjäger war da, doch der sollte natürlich Schaben bekämpfen.

Zugegeben, als Anekdote für mein gelegentliches Bestreben, die Menschen unter Umständen zu ihrem Glück zu zwingen, sie mit allem, was recht ist, aus der Lethargie zu reißen, klingt die von ihm erdachte Geschichte nicht schlecht.

Wir setzten nach und nach Station für Station in Gang. Die Strategie bestand darin, uns fürs erste jederzeit die Möglichkeit zur schnellen Umdisposition zu sichern, ohne die vorläufige Gesamtkonzeption der klinischen Organisation aus dem Auge zu verlieren.

Der Frauenarzt als Projektant

Die zweite Phase des Aufbaus hatte das Ziel, die zerstörten Teile der Klinik regelrecht wiederherzustellen, durch notwendige Anbauten zu ergänzen und uns sogar an neue Häuser heranzuwagen. Dabei kamen mir meine Kenntnisse von der alten Klinik zugute, die ich den Bauleuten zur Verfügung stellen konnte. Mit deren Hilfe versuchte ich, mir einiges Wissen über Statik und Maurertechnik anzueignen, um in langer Nachtarbeit Skizzen und Zeichnungen zu entwerfen, nach denen sie sich vertrauensvoll richteten.

Die modernen Projektierungsbetriebe und die polizeilichen Bauinspektionen mögen es mir im Nachhinein verzeihen, wenn ich ihnen ins Handwerk pfuschte, aber es gab sie zu der Zeit noch gar nicht, und außerdem nehme man mir meine Vermutung nicht übel, daß wir auf diese Weise schneller zum Ergebnis kamen.

Es bereitete mir große Genugtuung zu sehen, wie die ganze Klinikgemeinschaft durch die sichtbaren Erfolge des Wiederaufbaus zusammenwuchs, Vertrauen faßte und verbreitete. In zunehmender Zahl meldeten sich Mitarbeiter, unter ihnen sehr wertvolle und qualifizierte, und konnten eingestellt werden.

Jetzt blühte wirklich „neues Leben aus den Ruinen". Der Schwung dieser Jahre riß uns alle mit. Jeder vermochte sich auszurechnen, wie sehr damit auch die Aussichten für das persönliche Vorwärtskommen stiegen. Das Ansehen der Klinik hinsichtlich ihrer praktischen und dann ihrer wissenschaftlichen und didaktischen Arbeit nahm zu.

Was ich als Oberarzt begonnen hatte, setzte ich nach meiner Rückberufung von Halle — wo ich seit Oktober 1949 Direktor der Universitätsklinik für Frauenheilkunde und von 1950 bis 1951 Dekan der Medizinischen Fakultät war — als Nachfolger meines verehrten Lehrers fort. Für die äußere und innere Rekonstruktion der Klinik erhielt ich den Goethepreis der Stadt Berlin. Mit ihm fand meine damalige Arbeit Bestätigung und das beteiligte Kollektiv Anerkennung. Bis auf den heutigen Tag empfinde ich ihn als Auftrag, auf dem einmal für richtig erkannten Weg fortzufahren.

Die dritte Phase des Aufbaus mußte folgerichtig die apparative Ausrüstung der Klinik betreffen. Wir mußten uns an die Erfordernisse der in technischer Hinsicht immer aufwendigeren Medizin anpassen. Das erwies sich als nicht einfach. Es lag auch vor allem an den hohen finanziellen Kosten. Soviel Mittel der Staat zur Verfügung stellte, sie verteilten sich auf eine wachsende Zahl von Interessenten. Schließlich wollten die anderen Kliniken der Charité sowie die theoretischen und vorklinischen Institute auch modernisiert sein.

Um aus dem Teufelskreis herauszukommen, rief ich in allen Aussprachen das ciceronische „ceterum censeo" aus, nämlich die Forderung der Medizin, in deren Mittelpunkt unmittelbarer als irgendwo der Mensch steht, nicht zu überhören. Jahr um Jahr sagte ich mir: Steter Tropfen höhlt den Stein! Dabei dachte ich häufig an unseren Dolmetscher aus der Nachkriegszeit, der sich oft genug in den sowjetischen Administrationsbüros aus der Vordertür hinauswerfen ließ, um unbeirrt wieder durch die Hintertür hereinzuschlüpfen und so laut zu lamentieren, bis seine Anliegen Gehör fanden.

Die Früchte der Beharrlichkeit reiften. Alle möglichen Varianten zweckmäßiger Konstruktionen neuer Klinikbauten und ihrer Organisation standen zur Diskussion. Endlich, Mitte der siebziger Jahre, schritt man zur Tat. Allerdings boten sich mir wie auch einigen jüngeren Kollegen mit Erfahrungen im Einrichten von Kliniken zu wenige Möglichkeiten, unser Scherflein für die Pläne der dann mit Vehemenz begonnenen Rekonstruktion der Charité beizutragen. Schade, Pioniererfahrungen sind gute Begleiter, sie bewahren vor unnötigen Abwegen und lassen schneller das Ziel finden. Ohne Lilienthal hätte auch Tupolew seine Luftgiganten nicht bauen können.

Kontakte

Um Vorurteile abzubauen, dürfen sie nicht unausgesprochen bleiben. Sie stehen sonst der gegenseitigen Verständigung entgegen. Auf dem Wege zu einer Ballett-Aufführung in Moskau sagte ich meiner Dolmetscherin, daß ich Tschaikowskis Musik besonders liebe, einige russische Opern seit meiner Jugendzeit kenne und ihr Partien aus „Fürst Igor" von Borodin vorsingen könne. Das hielt sie für unmöglich, weil russische Musik im „Dritten Reich" verboten gewesen sei. Sie unterschätzte mein Alter und blieb ungläubig, als ich später beim Spaziergang über den Newski-Prospekt in Leningrad die Romangestalten Puschkins schilderte, wie ich sie leibhaftig vor mir sah.

Ihre Skepsis wurzelte tiefer. Andere, westliche Besucher deutscher Zunge hatten ihr Bemühen, die Werte russischer Geschichte und sowjetischer Gegenwart zu erklären, mit der Bemerkung abgetan, das sei alles ganz schön und gut, aber dennoch sei man hier fünfzig Jahre zurück. Abgesehen von der Geschmacklosigkeit solchen Verhaltens, unterliegen derartige — mit Verlaub — „Kritiker" einem fundamentalen Irrtum, der sich bitter rächen kann. Sie übersehen einen weltverändernden Abschnitt der Geschichte, die sechzigjährige Geschichte der Sowjetunion, sind blind für den ungeheuren Elan und den Impuls, der von dort ausgeht, sind Ignoranten, die den Schwung der sozialistischen Gesellschaft und ihre auf eine weite Zukunft berechneten realen Prognosen nicht begreifen.

Ein Erlebnis auf dem Staatsempfang zum zwanzigsten Jahrestag unserer Republik wies mich sehr eindrucksvoll auf die Erfolge einer auf gegenseitiger Achtung beruhenden Zusammenarbeit und auf den Wandel meiner persönlichen Einstellungen und Kontakte hin. Ich traf General Kotikow wieder und erzählte ihm von unserer ersten Begegnung. Dabei schilderte ich seine zunächst abweisende Haltung. Er wurde ernst, als billige er seine damalige Äußerung nicht. Nachdem ich ihm dann aber seinen Heiterkeitsausbruch in Erinnerung gerufen hatte, legte er freundschaftlich seinen Arm um mich. Zwanzig Jahre Distanz — und was für eine Nähe!

Mein Beruf half mir sehr, mich tiefer in die Mentalität sowjetischer Menschen und Familien hineinzufinden. Ich wurde zu Entbindungen gerufen, freute mich über das Glück der Eltern, wenn ich hatte helfen können, und folgte gern ihren Einladungen. In allen Sphären fand sich sofort eine gemeinsame Basis, wenn Lauterkeit, Vernunft, Einsicht und gegenseitige Achtung Pate standen. Falscher Zungenschlag, Unehrlichkeit um persönlicher Vorteile willen waren verpönt. Statt langer Betrachtungen über diese Schlüssel der Verständigung soll eine Anekdote das Kapitel beschließen.

1947, vor dem ersten Kongreß der Gynäkologen nach dem Krieg in Berlin, fragte der Kommandant beim Präsidenten des Gesundheitswesens der damaligen sowjetischen Besatzungszone, Professor Linser, nach der Persönlichkeit des Kongreßleiters, meines Lehrers Stoeckel: „Was ist das, politisch-gesellschaftlich gesehen, für ein Mann?"

Linser antwortete: „Ach Gott, Herr General, er ist ein kaisertreuer Mann von Beginn seiner Laufbahn an, und er ist es im Grunde seines Herzens wohl auch geblieben."

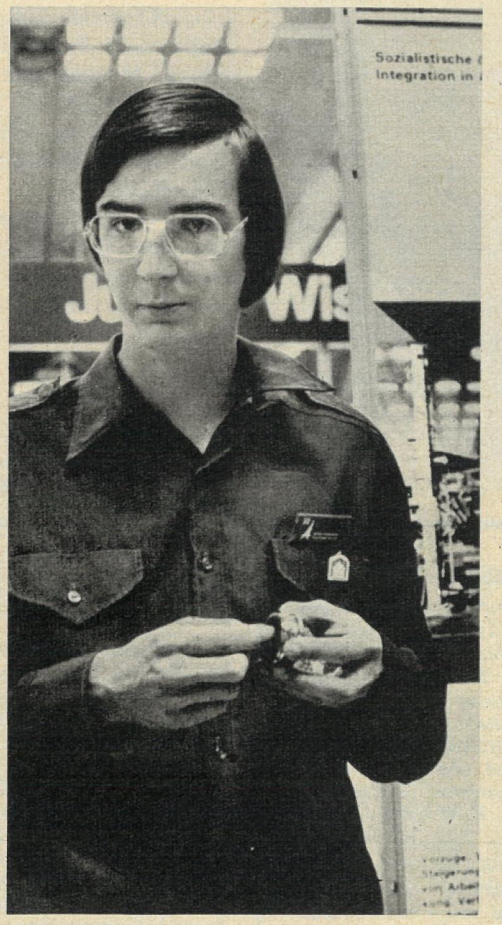
„Ein Glück", erwiderte der General, „wenn Sie mir jetzt gesagt hätten, in seinem Amtszimmer hänge ein Bild von Lenin, wären mir Bedenken gekommen. Er soll den Kongreß machen."

Er hat ihn gemacht. Ausdruck eines geglückten Neubeginns zwischen sowjetischen und deutschen Gynäkologen.

Im nächsten Heft:

Freund General · Wärme · Bier im Stück · Von „Miezen" und „Obermiezen"

Foto: Vera Stark



MONTAGE-REPORT:

„Wir waren nicht bei Fremden!“

Der junge Mann uns gegenüber – wir trafen ihn auf der Berliner MMM – soll Maschinenbauer sein? Ich glaube es kaum, sehe seine feingliedrigen, gepflegten Hände; höre ihn dann sachkundig von seiner Arbeit sprechen und bin belehrt. Thomas Sachse, 22 Jahre, aus dem VEB Werkzeugmaschinenkombinat „7. Oktober“. Er ist einer von sechs Jugendlichen, die sich Anfang des Jahres auf den Weg nach Wologda machten. Dort montierten sie im 23. Wälzlagerbetrieb kurze automatische Linien zur Produktion von Wälzlagerringen. Rundum ein Jugendobjekt, bei dem von der Konstruktion bis zur Montage 800 000 Mark eingespart wurden. Solch ein Projekt startete der Betrieb zum ersten Mal. Was bedeutet nun Thomas Sachse sein fünfmonatiger Einsatz in der UdSSR?

„Das war nicht wie bei Fremden. Ich hatte keine Angst vor der Aufgabe. Es ist schwer zu erklären, besser könnte ich's mit dem Film, den ich da gedreht habe. Es war ein besonderes Gefühl, daß wir sechs, alle zwischen 20 und 24 Jahren alt, dort das Ergebnis der Arbeit von Hunderten verantworten sollten. Immerhin hing von uns ab, wie schnell die Anlage steht und wie gut sie funktioniert. Wir arbeiteten immer zu viert oder zu fünft. Zwei, drei von uns und zwei aus Wologda. Anfangs mit Zeichensprache und Skizzen. Abends wurden die neuen Wörter gebimst. Unsere Kollegen waren genauso jung wie wir. Da gab's schnell Kontakt. Gemeinsam stellten wir die Anlage auf, und gemeinsam nahmen wir sie in Betrieb. Verblüffend für mich, wie ein Wologdaer nach kurzer Zeit ganz von sich aus eine eigene Brigade bildete und sich nur noch ab und zu Tips von uns holte. Ruckzuck war das Jugendobjekt wirklich UNSER.

Lange habe ich mit Valeri zusammengearbeitet. Er war wie ich gerade von der Armee zurück. Das gab Gesprächsstoff: Urlaub, Dienst, Frau, Familie, Musik, Tanzen ... Er war so gerade und unkompliziert.

Manchmal wünschte ich uns zu Hause solche Hilfsbereitschaft, wie ich sie dort erlebte. Mit meiner Pudelmütze, die von den Tschapkaköpfen der anderen abstach, fielen wir beim Einkaufsbummel in der Stadt auf. – Ach, ihr seid aus der DDR? Ihr wollt Butter kaufen, da seid ihr hier falsch. Kommt mit! –

Auf einem Ausflug, den wir zu viert unternahmen, hielten unsere Freunde mitten im Wald. Feuer wurde gemacht, Würstchen, Speck und Wodka rausgeholt. Und schon kam ein Wanderer des Wegs, der uns sein Beil zum Holzzerkleinern anbot. Schließlich waren wir vierzehn, fünfzehn. Jeder, der vorbeikam, setzte sich zu uns und packte Essen und Trinken aus. Es waren Fremde – nein, eben nicht, liebe Unbekannte und das auch nicht lange. Den vielen russischen Volksliedern hatten wir leider nur wenig entgegenzusetzen. Eine Lehre für uns! Ja, und diese Herzlichkeit und das Zusammengehören, das war überall da. Im Hotel, wo wir fünf Monate lang die besten Zimmer bewohnten, im Betrieb, wo wir mittendrin arbeiteten und lebten. Wir waren keine Fremden und waren nicht bei Fremden, sondern unter Freunden. Ich habe das erlebt, was man sonst nur liest und was sich manchmal etwas geschraubt anhört. Freundschaft wird Herzenssache. Ich werde jetzt meinen Freunden den Film zeigen. Er ist Dokument deutsch-sowjetischer Freundschaft, nicht nur für mich.“

An dem Tag, als wir mit Thomas sprachen, wurde den Wologda-Fahrern auf der MMM eine Urkunde überreicht. Darauf lasen wir: „Der Sonderpreis des Bezirksvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft wird dem Jugendkollektiv des WMK ‚7. Oktober‘ Berlin BWF Marzahn – Kurze automatische Linien ‚Wologda‘ – verliehen.“

Text: Sabine Mähne
Fotos: Christa Grams

CLÄRE M. JUNG, Lebensgefährtin des kommunistischen Publizisten Franz Jung, Anfang der zwanziger Jahre Mitarbeiterin der Internationalen Arbeiterhilfe in der Sowjetunion, übergab uns diesen Beitrag für unsere CHRONIK DER VERBUNDENHEIT.

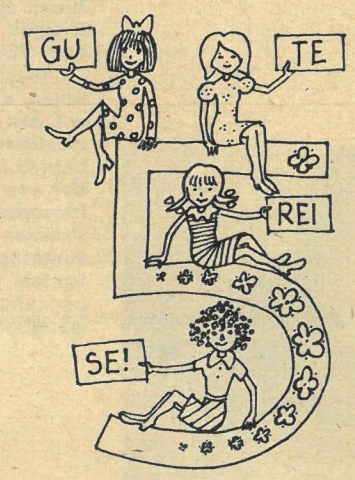
Jetzt möchte ich in Rußland sein!

An einem Winterabend im November 1917 saßen wir – Franz Jung, einige Freunde und ich – in einem kleinen Café am Potsdamer Platz in Berlin. Wie gewöhnlich drehten sich unsere Gespräche um Fragen der Kunst und Literatur. Plötzlich stürzte ein russischer Bekannter von uns, Raphael Seligmann, Schriftsteller und Publizist der Sozialistischen Monatshefte, an unseren Tisch. Mit heiserer Stimme, die sich fast überschlug, rief er: „In Rußland ist Revolution! Lenin ist in Petersburg!"

Jung machte einen Stuhl neben sich von den Zeitungen frei, die darauf lagen, und zog Seligmann an seine Seite: „Erzählen Sie,

Cläre und Franz Jung 1921 vor dem Kreml in Moskau (Bild links)

Quartett mit 1



Auf einer Städtereise durch die Sowjetunion hatten wir in Moskau ein nettes Erlebnis. Hier begleiteten uns neben der Dolmetscherin vier Schülerinnen einer 9. Klasse. Bei der Stadtrundfahrt erläuterte jede einen markanten Punkt, und zwar in einwandfreiem Deutsch. Ihr Lampenfieber blieb uns nicht verborgen. Während eine sprach, drückten die anderen die Daumen. Im Nu wurden sie uns zu lieben Reisebegleitern. Ihr unbefangener Charme brachte uns auf eine Idee. Wir überreichten ihnen ein Zeugnis mit einer russischen „Fünf". Swetlana, Katja, Marina und Lena freuten sich riesig.

Hermann Schucht, Pirna

Zum „RGW-Transport-Report"

Bisher gab es echte Lücken in der Information zum Transportwesen. Für die FW-Artikelserie „RGW-Transport-Report" (Hefte 37/38) möchte ich Ihnen daher meinen Beifall bekunden, gibt es doch zwischen den Staaten der sozialistischen Gemeinschaft nichts, was ohne das Transportwesen auskommen könnte.

P. Wrüske, Cottbus

So wie auf dem Titelbild in Heft 37/1977 sollte eine Last unter keinen Umständen angehängt werden. Der Kranfahrer hätte die Fahrt verweigern sollen. Er verstößt gegen den Arbeits- und Gesundheitsschutz.

J. Volksmuth, Schneeberg

Das ist kein Foto aus dem Arbeitsprozeß; fährt man doch auch nicht im Nachthemd Fahrrad! D. Red.

Fleiß mit Preis

Im nächsten Jahr feiert der Leipziger Zoo seinen 100. Geburtstag. Viele Arbeiten sind noch zu verrichten. Im September rief der Stadtbezirk zum Subbotnik auf. Über 500 Bürger kamen allein in den Zoo! So brachten die Mitarbeiter vom VEB Orstahydraulik 30 Komsomolzen der Kaserne Schönau mit, Freunde, die den Patenschaftsvertrag sehr ernst nehmen. Der stellvertretende Zoodirektor bescheinigte den Komsomolzen großen Fleiß. Blumen und Freundschaftsgeschenke sowie ein Zoorundgang waren der Lohn. Insgesamt konnte an diesem Tag ein volkswirtschaftlicher Wert in Höhe von rund 30 000,– Mark – nur im Zoo – erarbeitet werden.

Helmut Richter, Leipzig

CHEMIEANLAGENBAU DER DDR
– ANERKANNT – LEISTUNGSSTARK –

Wir bieten Ihnen interessante Tätigkeiten und gute Verdienstmöglichkeiten in unserem VEB Industriemontagen Merseburg. Wir suchen für Montagearbeiten auf den Großbaustellen der chemischen Industrie der DDR gelernte und ungelernte Arbeitskräfte.

Wir stellen ein:

Maschinen- und Anlagenmonteure
Rohrleitungsmonteure
Isolierer
Schlosser für Reparatur- und Montagearbeiten
Schweißer aller Prüfgruppen
Lager- und Transportarbeiter
Montagehelfer

Wir bieten:

leistungsabhängige Entlohnung nach Schwermaschinenbautarif
gute soziale Betreuung auf den Baustellen
Baustellenunterkünfte nach den Erfordernissen moderner Wohnkultur
kostenloses Wohnen in Baustellenunterkünften
tägliches Trennungsgeld von 9,– M und Wegegeld entsprechend den gesetzlichen Bestimmungen
zusätzliche Vergütung bei Heimfahrten
Jahresendprämie bei Planerfüllung
Zusatzurlaub bei Planerfüllung
Prämie für langjährige Betriebszugehörigkeit
gute Qualifizierungsmöglichkeiten, z. B. angelernte Arbeiter in einem montagetypischen Beruf mit Grund- und Zusatzprüfungen in G- oder E-Schweißen und weitere Fachausbildung
Urlaubsbetreuung u. a. in betriebseigenen Ferienheimen
Urlauberaustausch mit der VRP und VRU

Bewerbungen richten Sie bitte an:

VEB Industriemontagen Merseburg
Betrieb des VEB CMK Leipzig
– Personalbüro –
42 Merseburg, Von-Harnack-Str. 15

Reg.-Nr. II/14/77 - 45

Die Packer nahmen ihre Pflicht sehr ernst – schließlich sollten die Lehrlinge sauber in die Zunft aufgenommen sein.

Jünger der **Schwarzen** Kunst

Schwebend in den Beruf entlassen! Der Gautschbrief fordert: in Zukunft so zu handeln, wie es dem schönen Beruf der Drucker geziemt!

In der Berliner Druckerei fand unser Gautschfest statt, bei dem nach altem Brauch „Personen von den Fesseln der Lehrzeit befreit" werden, und zwar so: „Vermittels puren Aquas erfolge eine Säuberung des Äußeren und der Psyche". Am 21. September anno 1977 erschienen alle Lehrbuben und -mägde auf dem Hof, wo der Gautschmeister für jeden die passenden Worte bereit hatte. An einer Wanne voller Wasser standen vier historisch kostümierte Pakker und ein Zeuge. Der Ruf: „Packt an!" war das Signal. Einer nach dem anderen wurde der Reinigung unterzogen. Damit sind wir nun endgültig „Jünger der wohledlen Schwarzen Kunst".

Regina Stein, Bergfelde

schnell. Alles, was Sie wissen . . ."
Es war nicht viel, was Seligmann sagen konnte. Er wiederholte nur immer wieder: „Lenin ist in Petersburg! Jetzt möchte ich in Rußland sein – nun wird alles anders!" Die Tatsache allein genügte.
Jemand wollte das Gespräch wieder auf die alte Diskussion zurückbringen, es war ja heftig gestritten worden. Aber ungeduldig winkte Jung mit der Hand ab. Doch der andere beharrte auf seinen Problemen. Da schrie Jung aufgeregt: „Scheren Sie sich weg vom Tisch! Die russische Revolution ist ausgebrochen, und Sie reden von Literatur. Jetzt haben wir anderes zu tun!"

Im Heft 38/77 brachten Sie einiges über den Entwurf der neuen Verfassung der UdSSR. Um die wievielte handelt es sich?
Otto Ruprecht, Berlin

?

Die erste Unionsverfassung der UdSSR wurde am 31. Januar 1924 angenommen und von der vom 5. Dezember 1936 abgelöst. Am 7. Oktober 1977 wurde die dritte, die Verfassung des im Aufbau befindlichen Kommunismus, vom Obersten Sowjet der UdSSR einstimmig angenommen. Die erste sowjetische Verfassung ist die Verfassung der RSFSR von 1918.

!

Kein Einzelfall

Mit meinen Zeilen möchte ich mich der weltweiten Forderung auf Auslieferung des SS-Mörders Kappler anschließen. Im Sommer 1943 gehörte ich als Soldat der Wehrmacht dem Landesschützen-Bataillon in Lüneburg an. Hier bekam ich eine Unterweisung, wie man mit russischen Kriegsgefangenen umzugehen habe. Vom Bataillons-Kommandeur wurde wörtlich auf dem Appellplatz vor den Soldaten erklärt: „Gegenwärtig brauchen wir die russischen Kriegsgefangenen noch als Arbeitskräfte, aber nach dem Endsieg müssen auch diese Gefangenen physisch vernichtet werden, weil es immer unsere Feinde bleiben werden." Mir gelang der Ausbruch aus der qualvollen Hitler-Ära am 5./6. April 1944.

Werner Maassen, Eisenhüttenstadt

„Spritztouren" *unternahmen unsere Leser* Rudolf Sander, Berlin, *und* Monika Behrend, Nauen, *unweit von Leningrad – in Petrodworez. Die einstige Sommerresidenz des Zaren ist mit ihren herrlichen Bauten, Anlagen und Wasserspielen Anziehungspunkt für Millionen Besucher. Eine Überraschung bieten bei Spaziergängen durch die Parkanlagen zufällige Berührungen bestimmter Bänke (im Bild unten sieht die Bank doch sehr einladend aus), Geländer, Wegeplatten. Sie lösen aus Dutzenden unsichtbarer Düsen Regenschauer aus – zum Erstaunen der verdutzten Besucher (im Bild oben „regnende Bäume").*

Es darf gelacht werden

Ich vermisse den Humor in Ihrer Zeitschrift. Es gibt bei Begegnungen zwischen sowjetischen und DDR-Bürgern auch viele lustige Seiten. Hier einige Kostproben:
Freundschaftstreffen in der Ukraine: „Wollt Ihr gemeinsam mit uns Mütterchen Kiew besichtigen?" fragen die Gastgeber Touristen aus der DDR. „Gern", erwidern die DDR-Bürger, „aber können wir nicht bei den Töchtern beginnen?"
FDJler werden nach ihrem Besuch in der Sowjetunion gefragt: „Seid Ihr mit Euren Sprachkenntnissen zurechtgekommen?" – „Wir nicht", meinten die FDJler, „aber die sowjetischen Freunde."

Herbert Meißler, Berlin

Leser-forum

PREISFRAGE

Heft 42/77

Wie hieß die Leningrader „Leutnant-Schmidt-Brücke" in den Tagen des Roten Oktober?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. **1 × 50,– Mark** sind zu gewinnen! Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung Heft 44/1977.

Ihre Postkarte (mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort) schicken Sie an: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 91 (Briefe werden nicht gewertet). Einsendeschluß: 9. November 1977.

Auflösung Heft 38/77: Im Motorraum. Auflösung Heft 39/77: P. B. Inochodzew, Mitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften. Wir gratulieren **Else Eschrich aus Bad Langensalza und Erika Vali aus Chorin.**

Redaktion: Heidi Mäder; Vignette: Martin Kotsch; Fotos: Jürgen Graetz, Herbert Fiebig

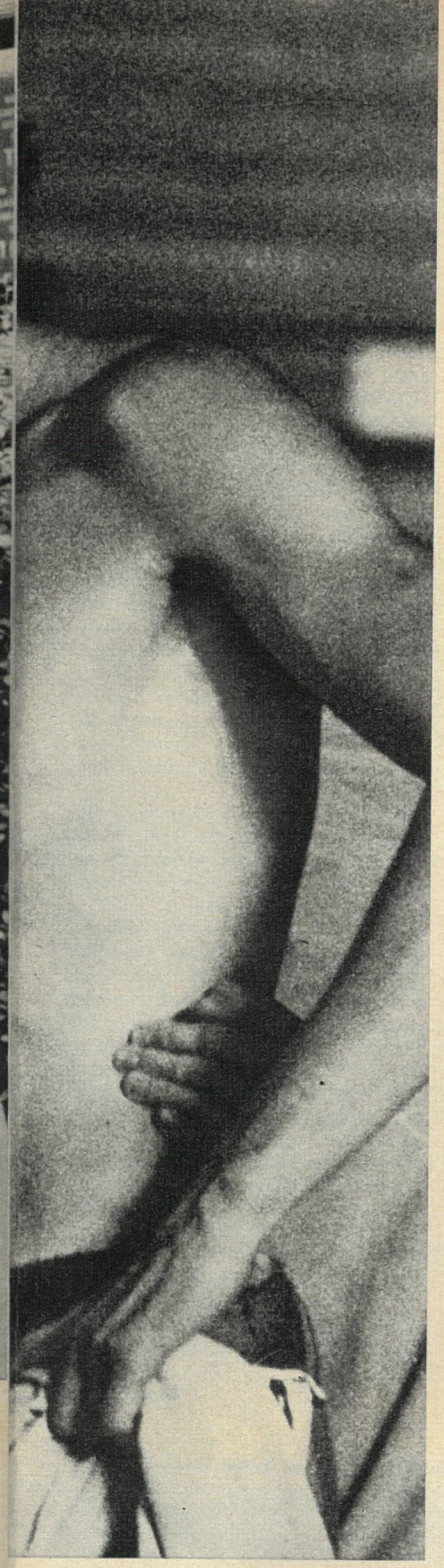
Geschafft: ASK-Trainer Günter Krause mit seinen erfolgreichen Zehnkämpfern Prystaw und Schäperkötter.

Sprinter aus Guayana: Die Sportler dieses Landes waren Gäste bei der IV. SKDA-Sommerspartakiade.

Olympia der Soldaten

Impressionen von der IV. Sommerspartakiade der befreundeten Armeen in Kuba. Für FREIE WELT fotografierte der Geher-Olympiasieger Peter Frenkel.

Star am Strand von Varadero war – ein Bär. Die Militärischen Mehrkämpfer aus der DDR hatten ihn in Berlin gekauft, mit Mini-Kampfanzug, Soldatenmütze, Koppel und Spielzeug-MPi ausstaffiert und ihn als Maskottchen mit nach Kuba genommen. Im Hotel „Oasis" wurde er ausgiebig bewundert und fotografiert. Vor allem von den kubanischen Schönen, die fast täglich unsere Dreikämpfer in ihrer sonnenüberfluteten Spartakiade-Unterkunft besuchten. Überhaupt schienen die Armeesportler aus unserer Republik erstaunlich große Sympathien bei den hell- und dunkelhäutigen Kubanerinnen zu haben. Überall, wo bei dieser IV. Armeespartakiade DDR-Teilnehmer starteten, waren Mädchen nicht weit. Des Rätsels Lösung:



Comeback aber fiel den sieben Soldaten nicht allzu schwer. Unterfeldwebel Thomas Gebhard war beeindruckt: „Wie sie uns alle halfen!“ Die Kubaner zeigten ihnen, wie man am zweckmäßigsten beim Geländelauf die Waffe umbindet; die sowjetischen Genossen halfen beim Schießtraining, boten selbstentwickelte Laufschuhe an. „Normalny“, sagte dazu Leutnant Ruslan Kusmin. „Es ist ganz selbstverständlich, daß wir uns gegenseitig helfen.“ Dreimal schon hatte der 31jährige Moskauer Offizier den Mehrkampf bei SKDA-Meisterschaften gewonnen. Diesmal war er knapp hinter dem Kubaner Garcia Zweiter geworden. Er hatte an uns eine Frage: „Wie macht sich Berlin?“ Ich konnte ihm berichten, daß unsere Hauptstadt prächtig wächst und gedeiht. Er klärte seine „Neugier“ auf: „Ich bin nämlich in Berlin geboren. Mein Vater gehörte zu den Befreiern. Als Sechsjähriger war ich zum letzten Mal am Alexanderplatz.“

Unter den zwölf Sportarten der SKDA-Sommerspartakiade ist die Leichtathletik besonders beliebt. Die drei Abende im rekonstruierten Pedro-Marrera-Stadion von Havanna waren ausverkauft. Wenn ein Juantorena, Leonard oder Casanas die Lichtschranke als Sieger durchbrach, entflammte kubanisches Temperament auf den Rängen. Doch der Beifall galt ebenso den tapferen Verlierern. Zu denen zählten die Aktiven aus Angola. Seit diesem Jahr erst Mitglied im Sportkomitee der befreundeten Armeen, entsandte das freie Afrika auch fünf Mittelstreckenläufer in das freie Amerika. „Wir konnten noch nicht mit bedeutenden Leistungen rechnen“, erklärte mir der Trainer der Angolaner, der Kubaner Benjamin Santiago.

Fortsetzung auf Seite 50

Favoritensieg: Den Hochsprung gewann Alexander Grigorjew aus der UdSSR.

Spurt am Berg: Bei tropischen Temperaturen wurde das Straßenrennen zur Strapaze.

Die kubanische Frauenföderation hatte die Patenschaft über die NVA-Delegation übernommen!

In Matanzas, unweit des berühmten Varadero-Strandes, schossen, warfen und liefen die Militärischen Mehrkämpfer. Für die Athleten aus unserer Republik war dieser Spartakiadestart ein Neubeginn. Nach vielen Jahren Abwesenheit beteiligte sich wieder eine siebenköpfige Dreikampf-Mannschaft, die unter Zehntausenden von Bewerbern die begehrten Kuba-Flugkarten errungen hatte. In einem Sonder-Fernwettkampf „Die Besten fahren nach Kuba“ war ein Dreivierteljahr lang in der Armeesportvereinigung Vorwärts ein Wettstreit im MPi-Schießen, Handgranatenwerfen und Geländelaufen entbrannt. Das

Zielsprung: Auf Platz 1 landete am Ende Bernd Wiesner (DDR) vor Wladimir Alexandrow (UdSSR).

Olympia der Soldaten

Krone der Spartakiade-Disziplinen: der Militärische Mehrkampf.

„Vor einem Vierteljahr habe ich talentierte angolesische Soldaten gesucht und sie auf die Armeespartakiade vorbereitet." Und einer aus dem Quintett, André Samuel, ergänzte ihn: „Früher war es keinem schwarzen Sportler erlaubt, an einem Leichtathletikwettkampf mit Weißen teilzunehmen. Heute sind wir gleichberechtigte Partner. Von diesem Sportfest in Kuba werden wir viele Erkenntnisse mitnehmen."

Nach der temperamentvollen, farbenprächtigen Eröffnungsschau wurde mit kubanischem Rum auf russisch „Na sdorowje!" angestoßen. Das hatte seinen guten Grund: Die 4200 Teilnehmer waren mit sowjetischen Turnern und Artisten gemeinsam vorbereitet worden. Sportschau-Spezialisten aus der UdSSR und der DDR hatten mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Im Abschlußbild wurde kubanischer Karneval in das nächtliche Stadion gezaubert, während über die Bildertribüne das Festivalemblem flimmerte, Vorgeschmack auf den Juli und August des nächsten Jahres. Überhaupt: Festivalatmosphäre spürten wir eigentlich überall in jenen Tagen. An vielen Gebäuden der kubanischen Metropole prangte bereits die Weltfestspielblume. In der Textilfabrik an der Rosenbucht erzählte uns die 34jährige Direktorin, daß die Mitglieder des Jugendverbandes ihres Betriebes zu Ehren des Festivals 90 000 Meter Stoff mehr produzierten. „Das Festival stimuliert die Arbeit des ganzen Volkes", erklärte Denis Guzmann vom Nationalen Vorbereitungskomitee und betonte zugleich, daß das „Olympia der Soldaten", diese IV. Armeespartakiade, auch eine Art Vorprobe darstellt.

Ein halbes Hundert Freundschaftstreffen und -besuche hatte allein die DDR-Delegation. So besichtigte sie das farbenfrohe Neubauzentrum „José Marti" und war zu Gast in einer Schule des Havanna-Bezirkes, die den Namen unserer Republik trägt. Sie wurde im Jahr des X. Festivals erbaut, und ihre ersten „Schüler" waren die kubanischen Teilnehmer an den Weltfestspielen in Berlin. Von diesem Internat, in dem Oberschüler lernen, arbeiten und wohnen, soll ich viele Grüße bestellen.

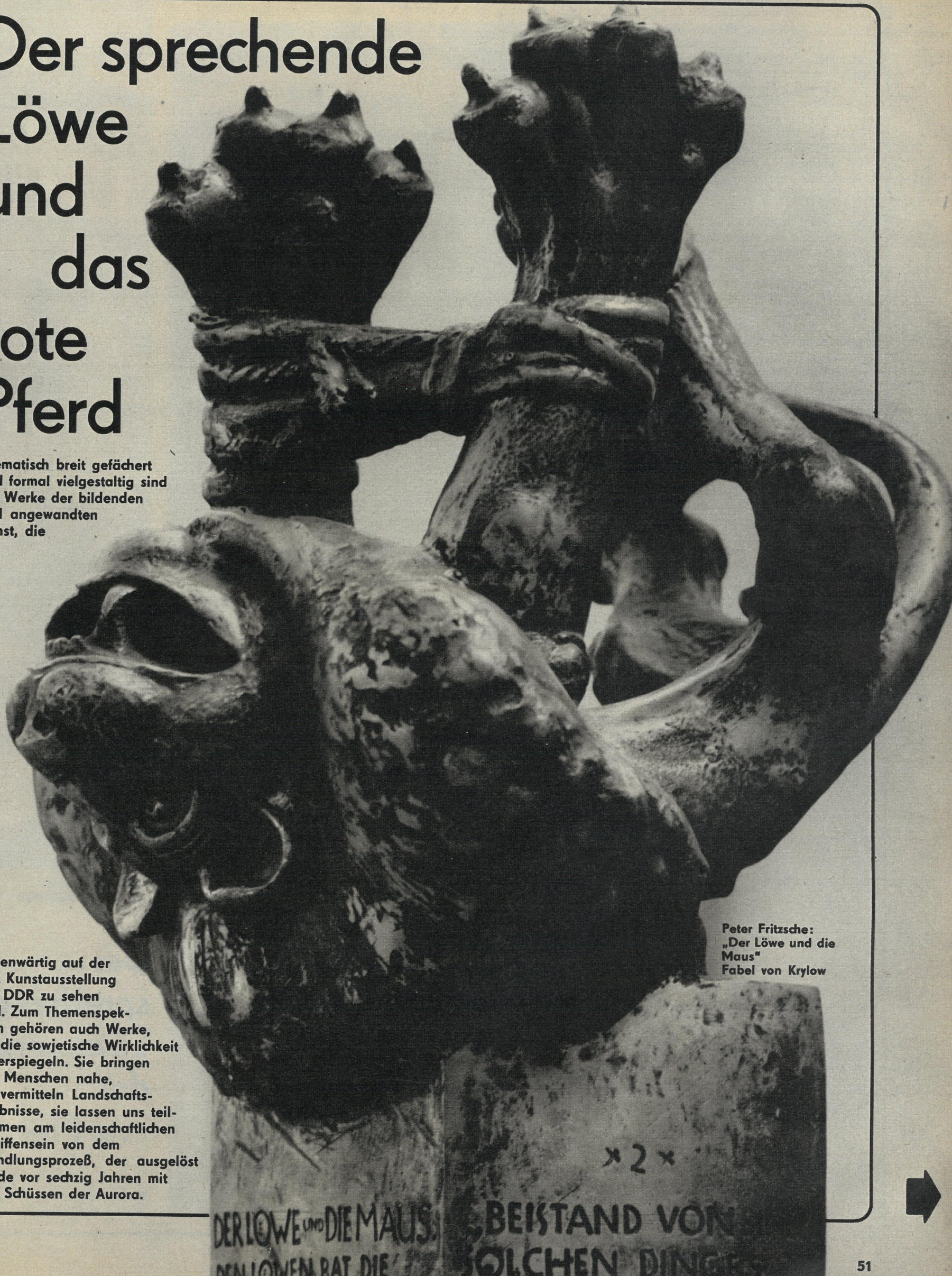
Als sich die DDR-Sportler vom gastfreundlichen Kuba verabschiedeten, fehlte übrigens der „Star von Varadero", unser Bär in der Mini-Uniform. Er wurde von den Kindern unserer Botschaft mit großem Hallo übernommen und zum „Wanderpreis" erklärt. Der Spartakiade der Großen folgt nun die der Kleinen ...

Klaus Weidt

Auftakt: Gemixt aus militärsportlichen Vorführungen und kubanischem Karneval.

Der sprechende Löwe und das rote Pferd

Thematisch breit gefächert und formal vielgestaltig sind die Werke der bildenden und angewandten Kunst, die gegenwärtig auf der VIII. Kunstausstellung der DDR zu sehen sind. Zum Themenspektrum gehören auch Werke, die die sowjetische Wirklichkeit widerspiegeln. Sie bringen uns Menschen nahe, sie vermitteln Landschaftserlebnisse, sie lassen uns teilnehmen am leidenschaftlichen Ergriffensein von dem Wandlungsprozeß, der ausgelöst wurde vor sechzig Jahren mit den Schüssen der Aurora.



Peter Fritzsche: „Der Löwe und die Maus" Fabel von Krylow

Der sprechende Löwe und das rote Pferd

Es sei vorweg gesagt: Einig werden konnten wir uns nicht. Unser Disput hatte sich entzündet vor dem großen, wandbeherrschenden Tafelbild, auf dem in flammendem Rot ein galoppierender Pferdekörper zu sehen ist. Das Rot wiederholt sich kleinflächig in einem Stück Erde und in einer Schale mit Früchten. So ein Rot, wurde eingewandt, entspreche nicht der Natur. Und überhaupt — wo eigentlich solle es seine Hufe hinsetzen, das Pferd? Es schwebe ja irgendwie überwirklich in der Bildlandschaft.

Der kritisch wägende Zweifler, ein Kenner von Pferden, zweifellos, hatte so unrecht nicht. Kein Pferdebraunrot ist es, was der Maler gewählt hat, sondern ein Blutrot, ein Flammenrot, ein Fahnen-, ein Arbeiterfahnenrot. Man denkt an die Erzählungen von Isaak Babel, an Furmanows „Tschapajew", an die legendäre Budjohnysche Reiterarmee.

Das zunächst. Und dann, im Nähertreten, bemerkt man viele Einzelheiten, die den ersten, den wesentlichen, den weiterwirkenden Grundeindruck bestätigen, ergänzen und vertiefen. „Erlebnis Sowjetunion" — so nennt Günther Brendel dieses Bild, neben dem er auch zwei Porträts und ein Stilleben vorstellt, Arbeiten, die in ihrer Beziehung zum zweiteiligen Simultanbild erkennen lassen, daß für den Künstler Epocheverständnis und behutsames Einfühlungsvermögen einander bedingen und durchdringen.

Die Sowjetunion zu erleben — Günther Brendel hatte dazu Gelegenheit, als er in

Karl Erich Müller: „Im Förderkorb"

Günther Brendel:
„Erlebnis Sowjetunion"

Bernt Wilke:
„Fischsuppenessen an der Wolga"

Walter Dennecke: „Bergdorf in Usbekistan“

das ukrainische Industriezentrum am Donezk fuhr. Zu fünft machten Maler der DDR sich auf die Reise, und von fünf ihrer sowjetischen Kollegen wurden sie erwartet. Gemeinsam fuhren sie ein im Schacht „Oktjabrskaja“, gemeinsam beobachteten sie die Stahlwerker beim Abstich, gemeinsam waren sie zu Gast bei Kolchosbauern und Fischern. Skizzen über Skizzen entstanden, und danach, im Atelier, schon wieder daheim, verdichteten sich die Erlebnisse zur Farbkomposition.

Viele Ergebnisse dieser Reise waren vor drei Jahren in der Ausstellung „Freunde in Freundesland“ zu sehen. Damals, als Günther Brendel seine Donbass-Bilder ausstellte, gab er zu verstehen, daß er in diesen Arbeiten nur Teilergebnisse sehe. Für wesentlicher als die gemalten Bilder halte er, „wie solche Begegnungen über den Tag hinaus die ganze innere Haltung des Künstlers beeinflussen“.

Jetzt, in der VIII. Kunstausstellung, finden wir alle seine bisher gemalten Donbass-Bilder aufgehoben in dem neuen, ganz andersartig gestalteten Werk. Es ist eben jenes, vor dem unser Disput sich ergeben hat.

Da uns klar geworden war, daß man bei einem ersten Rundgang ohnehin bei weitem nicht alles, was geboten wird, aufnehmen kann, entschlossen wir uns zum Verweilen vor allem bei den Werken, die eine direkte Beziehung des Künstlers zu Leben und Schaffen in der Sowjetunion erkennen lassen.

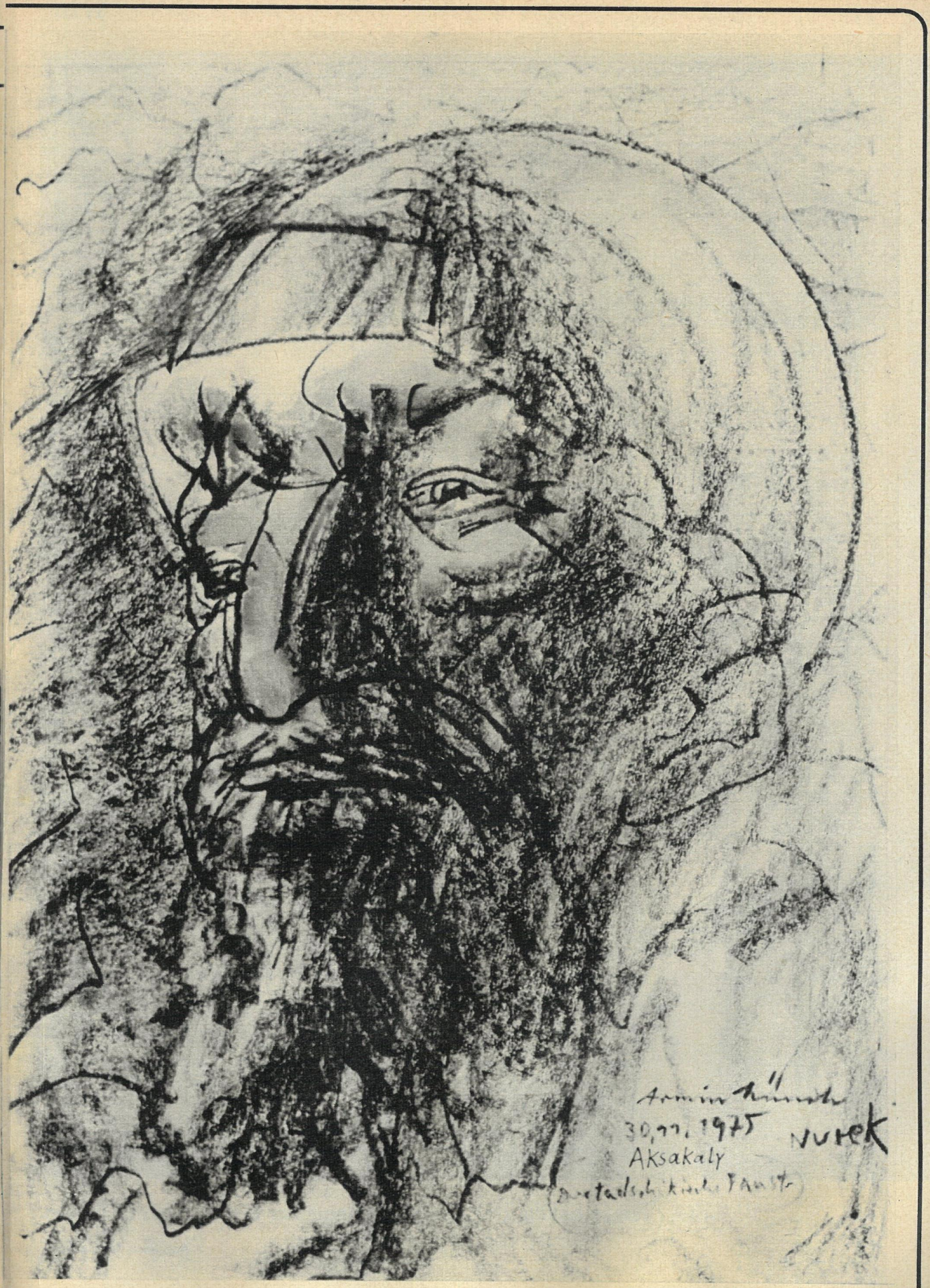
Im Erdgeschoß die Grafik! Auffällig, daß viele vor allem der jüngeren Künstler grafische Blätter vorlegen, die aus Erlebnissen mit der Literatur hervorgegangen

Fortsetzung Seite 54

Der sprechende Löwe und das rote Pferd

Lothar Sell: Zu Gorki „Der Brotherr"

sind. Erzählungen von Maxim Gorki und Aitmatows „Gülsary", Verse der sanften Anna Achmatowa und des rhetorischen Jewtuschenko werden interpretiert.
Der Bildhauer Peter Fritzsche wurde von Krylows Fabel „Der Löwe und die Maus" angeregt zu seiner humorigen Bronzeplastik. Spannungsvolle Radierungen unter dem Titel „Aurora" zeigt Carlfriedrich Claus; Armin Münch legt mit vier Lithographien ein eindringliches Bekenntnis ab zu den von John Reed festgehaltenen „Zehn Tagen, die die Welt erschütterten". Daneben von ihm die Porträtzeichnung „Aksakaly", ein grüblerischer Alter, dem Münch begegnet ist in Tadshikistan. Seit vielen Jahren ringend um die Gestaltung des Faust-Stoffes, war Münch verblüfft, Züge faustischen Wesens zu entdecken in dem alten Tadshiken.
Als ich unter Glas die Holzschnitte zu Maxim Gorki sah, von Lothar Sell, da rutschten die Gedanken weg. Aus der Erinnerung tauchten zwei andere Holzschnitte auf: zu Dostojewskis „Karamasow"-Roman. Sie waren zu sehen auf der ersten großen Dresdner Kunstausstellung, die nach dem Krieg veranstaltet wurde. Einer der Redner zur Eröffnungsveranstaltung, Alexander Dymschitz, erklärte damals: „Der Sieg über den Nazismus ist der Sieg der humanistischen Weltanschauung." Darum werde auch die neue deutsche Kunst sich als eine humanistische Kunst entwickeln.
Seine Zuversicht hat sich bestätigt.
Nicht alle von denen, die damals dabei waren, können unsere VIII. Kunstausstellung der DDR noch miterleben. Doch ihre Erfahrungen, die sie über den Faschismus hinweg zu uns herübergerettet haben, sie werden vielfach vermittelt und bewahrt in Werken, mit denen wir uns gegenwärtig im Albertinum vertraut machen können.
Einer der jungen Künstler, die sich zum erstenmal auf der zentralen Leistungsschau unserer bildenden Kunst vorstellen, ist Bernt Wilke. Er hat 1968 die Dresdner Hochschule absolviert, und bald danach wurde er Meisterschüler von Karl Erich Müller. Und Karl Erich Müller wiederum war nach dem Krieg Schüler von Professor Erwin Hahs, einem Teilnehmer an der ersten großen Dresdner Nachkriegsausstellung. „Fischsuppenessen an der Wolga" — so der Titel von einem Bild, mit dem Bernt Wilke ein eigenes Erlebnis darstellt. Man sitzt und liegt und lehnt umher, ungezwungen. Keiner macht dem andern was vor. Und wer es nicht erfährt vom Maler, der wird schwerlich erraten, welche der sieben Personen nun die sowjetischen Gastgeber, wer die Gäste sind. Ja, schon die Begriffe „Gast" und „Gastgeber" scheinen verfehlt angesichts der Vertrautheit, die in dieser Szene liegt. Als wir uns wieder dem flammenden Rot von Günther Brendels dahingaloppierendem Pferd näherten, trugen wir in uns die Eindrücke vieler anderer Arbeiten, auf die einzugehen später noch Gelegenheit sein wird. Von diesem und jenem Werk war, als wir wieder vor Günther Brendels Simultanbild standen, vergleichsweise die Rede.
Es erging uns so: Je aufmerksamer wir uns hineinsahen in seine malerische Welt, desto mehr konnten wir entdecken. Ein üppiges Blumengewölk an des Pferdes Flanke! Und Menschen, viele Menschen, klein, dicht beisammen, die, so scheint es, vorangetragen werden von dem durch die Bildlandschaft dahinsprengenden roten Roß. Konzentriert man den Blick auf diese Menschengruppe, so empfängt man zusätzliche Anregungen aus mancherlei Detail: spitzige Budjonnymütze und bajonettspießende Gewehre verweisen in die Zeit des Bürgerkriegs.
Warum sie so zwergenhaft klein seien, diese Menschen? Die im Bürgerkrieg die Revolution verteidigt haben, seien ganze Kerle doch gewesen! Und auch die Gruppe im Bildvordergrund! Eine Bäuerin, ein Hochöfner und der vor der Staffelei sitzende Maler selber — sie sind untergeordnet dem Pferd. Warum? wurde gefragt. Der Mensch doch sei das Wesentliche in der Geschichte.
Es kam die Rede darauf, wie Karl Erich Müller eine Gruppe ins Bild bringt: konzentriert beieinander in der Enge des „Förderkorbes", so daß man die Kraft spürt, die in diesen Menschen liegt.
Anders Brendel. Er ordnet seine Menschen der Gestalt des Pferdes unter, einem Wesen, dem man in der Geschichte der Malerei in vielerlei Bedeutung begegnet. Bei dem 1934 verstorbenen Grekow zum Beispiel tauchten Pferde immer wieder auf im Zusammenhang mit seinen Budjonnyreitern. Da jeder Künstler sich in der weitverzweigten Kunstgeschichte seine eigenen Wesensverwandten sucht, wäre es sicher nicht uninteressant, von Brendel selber zu hören, von wem er auf der Suche nach einer Bildidee angeregt und herausgefordert wurde.
Daß das Pferd in seiner überwirklich-wirklichen Bildlandschaft weit mehr ist als ein Pferd, es wurde schließlich auch von dem Widerspruchsgeist in unserer Runde nicht bestritten. Da das Pferd für Brendel zum Sinnbild geworden ist für die revolutionäre Wandlung, für einen Prozeß



Armin Münch:
Aus dem Zyklus Nurek „Aksakaly"

also, der sich mit gesetzmäßiger Notwendigkeit vollzieht, mußten die Menschen sich in seiner Komposition in die Beziehungen des Großen und Ganzen einordnen. Als wir uns soweit einigermaßen einig waren, gerieten wir über die Malweise erneut in Streit. Aber davon soll hier nicht auch noch die Rede sein. Ein Farbklang läßt sich ohnehin nicht in Worte übertragen, den muß jeder selber auf sich wirken lassen. Fest steht: Eine Bildidee ist gefunden, die es dem Betrachter möglich macht, sein „Erlebnis Sowjetunion" in Beziehung zu setzen zum künstlerisch gestalteten Erlebnis des Malers. Beide Erlebnisebenen können einander bereichern, herausfordern und durchdringen.

Und trotzdem, beharrte unser Widerspruchsgeist, könne er zu Bildern, die anders gemalt sind, leichter ein Verhältnis finden.

Was soll man da sagen? Mit Verhältnissen ist das so eine Sache... Man kann schließlich nicht zu allem und jedem eines finden. Manches ist im Spiel, was nicht im Kunstlexikon steht.

Regina Reichelt

Reproduktionen: Christa Grams

Aus dem nächsten Heft:

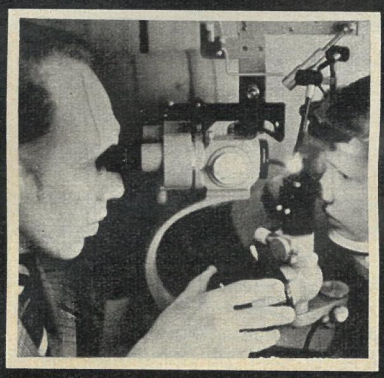
Weltgeschichte:
10 Tage, die die Welt erschütterten – 60 Jahre, die die Welt veränderten! In einem großen Sonderteil berichtet FREIE WELT über Kapitel II der Menschheit.

Umschau:
Kommt eine neue Waffe gegen den Herztod aus den Hormonen des Gehirns? Diese und andere Informationen aus Wissenschaft und Technik.

Sport:
Die Finn-Dingis gelten unter den Segelbooten als sportlichste und preiswerteste Klasse. Der Berliner Olympiasieger Jochen Schümann und der Leningrader Olympiazweite plauderten mit FREIE WELT über ihren Sport.

Wirtschaft:
Von Havanna bis Hanoi steht der diesjährige sozialistische Wettbewerb im Zeichen des Roten Oktober. Was Werkzeugmaschinenbauer aus dem Budapester Industriezentrum Czepel und Mansfelder Bergleute dabei verbindet, erzählt unser Beitrag „Glück auf, József!"

Ratgeber:
Tips zur Wintervorbereitung Ihres Autos – Licht ohne Risiko, Zündspulenstörungen, Ölstandskontrolle; weitere Fotos vom neuen Saporoshez und Moskauer Beispiele von Verkehrszeichen des internationalen Standards.



Medizin:
Mit kalten Laserblitzen rückt Dr. Michail Krasnow schweren Augenkrankheiten zu Leibe.

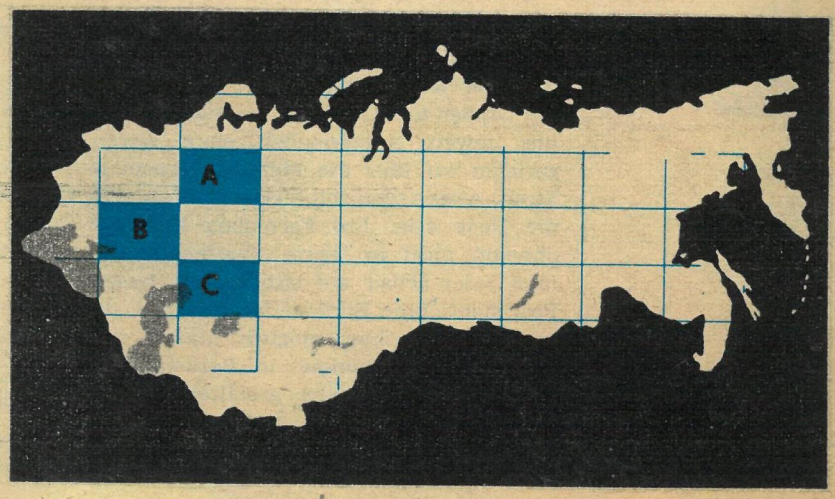
Für aktuell notwendige Änderungen bittet die Redaktion um Ihr Verständnis.

Foto: W. Schustow/APN

Wer den Ozean befuhr, braucht keine Angst vor einem Teich zu haben.

Aus dem Russischen

In einer Farbserie stellen wir Ihnen, liebe Leser, einige der schönsten Landschaften der Sowjetunion vor. Dabei können Sie eine Wanderung auf dem Atlas unternehmen, um die Gegend der Aufnahme zu ermitteln beziehungsweise zu erraten.
Und so verläuft die Teilnahme: Auf unserer Umrißskizze kreuzen Sie bitte eines der Felder an, wo die gefragte Landschaft Ihrer Meinung nach liegt. Versehen mit dem Lösungsbegriff, senden Sie die ausgeschnittene Skizze auf einer Postkarte an: FREIE WELT, 1056 Berlin, PF 91. Sieben Gewinne – 1× 100,– Mark, 2× 50,– Mark, 4× 25,– Mark – werden unter den Einsendern der richtigen Antwort verlost. Wertungsschluß ist diesmal der 2. November 1977 (Poststempel), die Namen der Gewinner erscheinen in Heft 44.

Landschafts–Quiz Nr. 2

Gesucht wird der Name eines Stausees am Don. Er heißt nach einer Industriestadt, Oblasthauptstadt im zentralen Schwarzerdegebiet, rund 600 000 Einwohner; als Nowo- ..... ist diese Stadt eng mit der friedlichen Nutzung der Kernenergie verbunden. In welcher Unionsrepublik liegt die Stadt und ihr künstliches Meer?